This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

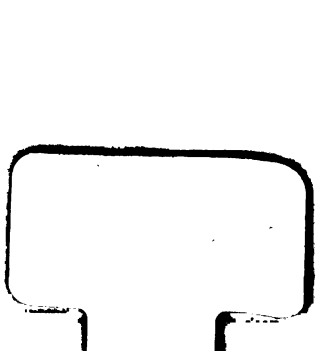
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Dr. Bleiger
(Geschenk von Prof. Dr. L. v. Schroeder
16./X. 1906.)

Bunte Geschichten vom Himalaja

Somadewa Bhatta, [illegible] Ka[illegible]

Bunte Geschichten

vom

Himalaja

Novellen
Schwänke und
Märchen

von

Somadewa aus Kaschmir

deutsch

von

Johannes Hertel

München
Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.
1903

LOAN STACK

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

PK3741
S7G4
1903

Inhalt.

Seite

Einleitung VII

Novellen, Märchen und Schwänke.

1. Der bezahlte Lautenspieler 3
2. Kaufmann Mäuserich 4
3. Der heuchlerische Heilige 6
4. Der Glückstopf 8
5. Der Prinz und der Kaufmannssohn 11
6. Nagaswamin 14
7. Wamadatta 18
8. Jasowarman 22
9. Fruchtreich 26
10. Wie Jama von einem Spieler betrogen ward 36
11. Der falsche Minister 38
12. Der geprellte Hofkaplan 40
13. Der Weber als Wischnu 50
14. Der verwegene Spieler 59
15. Tschandamahasena 69
16. Frauentreue 73
    17. Siddhikaris Geschichte 76
    18. Geschichte der Saktimati 82
19. Frauenmut 84
20. Frauenlist und Tugend 95
21. Die treue Dämonenbraut 101
22. Das falsche Götterkind 113
    23. Geschichte des Affen 121
24. Singhaparakrama und seine Frauen 131
25. Der Jakscha und sein Weib 133

Seite
26. Tschandraswamin 135
27. Jadschnasoma 144
28. Der König und die Hetäre 146

Legendarisches.

29. Der König als Erzieher 155
30. König Sibi 158
31. Nagardschuna 159
32. Jeder ist seines Glückes Schmied 164

Schildbürgerstreiche.

33. Der Mönch auf der Himmelsreise 169
34. Der nahrhafte Fladen 171
35. Wie man auf die Tür achtgibt 171
36. Allzu schlau 172
37. Der kluge Diener 172
38. Unbedachter Zorn 173
Register 174

Einleitung.

Die vorliegende Sammlung von Erzählungen will einen doppelten Zweck erfüllen. Sie will *einmal* dazu beitragen, daß die Erzählungsliteratur der Inder im großen Publikum bekannter werde, als sie es zur Zeit noch ist, und sie will *zweitens* eine angenehme Einführung in das Leben und Treiben der Inder sein für alle diejenigen, die sich aus irgend einem Grunde für Indien interessieren, ohne es gerade zum Gegenstande *wissenschaftlicher* Studien zu wählen.

Seit uralten Zeiten haben Beziehungen zwischen Indien und dem Abendlande bestanden. Nicht nur Natur- und Kunsterzeugnisse fanden ihren Weg aus dem berühmten Wunderlande nach dem Occident, sondern auch die indische Literatur und die indische Wissenschaft haben frühzeitig befruchtend auf die Entwickelung europäischer Gesittung eingewirkt. So ist es z. B. wahrscheinlich, daß ein großer Teil der Lehren des Pythagoras der indischen Wissenschaft entlehnt ist, namentlich auch der berühmte Satz, der seinen Namen trägt, und der den Indern viele Hunderte von Jahren früher bekannt war, als den Griechen[1]. Das Dezimalsystem mit seinen Ziffern, die wir nach ihren Vermittlern die „arabischen" nennen, ist eine indische Erfindung, ohne die die Arithmetik und Algebra, die

[1] L. v. Schroeder, Pythagoras und die Inder. Leipzig 1884.

uns heute so natürlich erscheinen und deren Elemente jeder Schulknabe geläufig handhabt, gar nicht denkbar gewesen wären. Den Indern verdanken wir ferner das geistreichste aller Spiele, das Schachspiel. Indische Lehren haben frühzeitig auch die Lehren des Christentums beeinflußt. Sogar kirchliche Einrichtungen, wie der Rosenkranz und das Mönchtum, sind aus Indien zu uns herübergekommen.

Auf dem Gebiete der Literatur sind es namentlich Erzählungen aller Art, die teils durch die Mongolen, teils, und zwar vorzugsweise, durch die Araber von Volk zu Volk über Asien und Europa verbreitet worden sind. Es ist Benfeys Verdienst, dies zuerst an einem Beispiele nachgewiesen zu haben. Eine Erzählungssammlung, aus der später in Indien zu unbekannter Zeit das berühmte „Pantschatantra" oder „Fünfbuch" in seinen vielen Bearbeitungen entstanden ist, wurde auf Befehl eines persischen Königs im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in das damalige Persische übertragen. Diese Übersetzung ward der Ausgangspunkt einer großen Menge von neuen Übersetzungen und Bearbeitungen. An Handschriften und Drucken sind heute davon noch erhalten eine syrische aus dem 6. Jahrhundert, eine arabische aus dem 8., eine persische aus dem 10., eine zweite syrische aus dem 10. oder 11., eine griechische aus dem 11., eine persische und lateinische aus dem 12., eine persische, drei hebräische und eine spanische aus dem 13., drei türkische aus dem 14., je eine persische, türkische, deutsche und spanische aus dem 15. Jahrhundert. Dazu kommen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts noch eine dänische, eine deutsche, zwei englische, vier französische, zwei griechische, drei holländische, drei italienische, zwei lateinische, eine persische, eine spanische, vier türkische und eine ungarische Bearbeitung desselben Werkes, und außerdem ist eine altslawische vorhanden aus unbekannter Zeit.

Aber auch andere indische Erzählungswerke als das eben genannte haben nach Europa Eingang gefunden, und ein sehr

großer Teil der „Ritter- und Pfaffenmären", der „Fabliaux", der Erzählungen des „Decamerone" usw. usw. sind importiertes Gut. Die abendländischen Erzähler haben die humor- und phantasiereichen Stoffe immer und immer wieder bearbeitet, so daß diese schließlich ein ganz nationales Gewand angenommen haben. Auch schöne neue Schöpfungen sind auf dieser Grundlage erwachsen, wie z. B. der prachtvolle Zyklus von Reineke dem Fuchs. Nur auf indischem Boden sind ein Löwe als König und ein Fuchs als sein Minister erklärlich. Denn der Löwe war in alter Zeit der tatsächliche Herr der Tiere in Indien. Der indische Fuchs, der Schakal, zog ihm immer in Rudeln nach, hielt sich aber stets in respektvoller Entfernung. Da der Löwe nun nicht zweimal von einer Beute frißt, so fielen die Schakale, sobald er sein Mahl gehalten, über die Reste desselben her. Der Inder, der auf alles seine menschlichen Einrichtungen überträgt, sah in den Schakalen den Hofstaat des Löwen, der auf die Kosten seines Königs lebte. Nach Europa wurden die indischen Tiergeschichten mit den typischen Personen herübergenommen, und es wurde lustig weiter fabuliert. Aber *entstehen* konnte das Verhältnis vom König Löwe und seinem Minister Fuchs hier natürlich nicht.

Heutzutage stehen wir Indien ganz anders gegenüber als unsere Vorfahren, die sich an den immer mehr in nationales Gewand gehüllten Schöpfungen indischer Phantasie erfreuten, ohne ihren Ursprung zu ahnen. Indien ist uns kein verschlossenes Land mehr, seitdem der größte Teil desselben unter englischer Herrschaft steht. Wissenschaft, Handel und Industrie schenken jenem Lande ihre regste Teilnahme. Seit etwas über 100 Jahren sind die alten und neuen Kultursprachen Indiens bekannt geworden. In der indischen Philologie und Archäologie sind Achtung gebietende Wissenschaften erstanden. Ungeahnte Schätze an wissenschaftlicher und schöner Literatur sind bereits gehoben, vieles andere harrt noch der Ausbeutung. Mit der wedischen Literatur, deren Anfänge vielleicht bis ins

5. Jahrtausend vor Chr. reichen, sind wir in den Besitz des ältesten Schrifttums gekommen, das überhaupt von einem indogermanischen Volke erhalten ist. Aber außer der indischen Philologie und Archäologie ist durch das Bekanntwerden indischer Geistesprodukte noch eine Reihe neuer Wissenschaften entstanden, wie z. B. die vergleichende Sprachwissenschaft, die vergleichende Religionswissenschaft und die vergleichende Mythologie. Andere Disziplinen sind durch diese Studien befruchtet worden, so die Weltgeschichte, die Geschichte der Mathematik, der Medizin, des Rechts und namentlich der Philosophie, von Geographie und Ethnographie ganz zu schweigen. Man kann also tatsächlich von einer Wiedergeburt indischer Wissenschaften in unseren Tagen reden, einer Wiedergeburt, die noch im Gange ist und die noch viele wichtige Resultate zeitigen wird.

Neben dieser Wiedergeburt der indischen Wissenschaften erleben wir auch eine solche der indischen schönen Literatur seit jenen Tagen, da Goethe seine begeisterten Verse über „Sakuntala" schrieb, Herder und namentlich Heine indische Motive nachahmten, die Romantiker sich zweier tüchtiger Sanskritkenner als ihrer Führer rühmten und Rückert seine bekannten Übersetzungen lieferte. Epische und andere erzählende Werke, lyrische Gedichte, namentlich aber Dramen liegen uns in einer Anzahl geschmackvoller und treuer Übersetzungen vor, so daß auch der Laie sich ungefähr ein Bild von diesem Zweige der indischen Kunst zu machen im stande ist. Aber freilich, das läßt sich nicht leugnen: mit der Renaissance der indischen Wissenschaften hat die Renaissance der indischen schönen Literatur nicht gleichen Schritt gehalten. Und das ist ganz natürlich.

Die Anschauungen des Inders von „Gott und der Welt" sind von den unseren vollständig verschieden. Seine Sitten und Gebräuche weichen gänzlich von den unseren ab. Er sieht nicht mit unseren Augen, er denkt und fühlt nicht wie wir.

Die Natur, die ihn umgibt, mit ihren gewaltigen Gebirgen, üppigen Wäldern und mächtigen Strömen, die bunte Tier- und Menschenwelt, die teils friedlich, teils sich und ihn befehdend fortwährend unmittelbar in sein tägliches Leben eingreift, märchenhafter Reichtum und grauenvolle Not, die sich noch heute wie in grauer Vorzeit in Indien hart berühren, haben das Kulturvolk dieses weiten Landes, die eingewanderten Arier, in hohem Grade *umgebildet*. Vieles, was den Inder in seiner Heimat umgibt, ist maßlos, nach der guten oder nach der schlimmen Seite, und dieses Maßlose hat sich im Laufe der Jahrtausende seinem Wesen je länger je mehr aufgeprägt. Wir finden in demselben Hinduvolke eine alle Grenzen durchbrechende Phantasie neben einer in subtilste Haarspalterei ausartenden abstrakten Denkarbeit, wollüstigsten Lebensgenuß neben furchtbarster Askese, frische Lebenslust neben einer Richtung, die im Tode die Erlösung sucht und der die Existenz eine Qual ist. Neben unerhörten Grausamkeiten gegen die Menschen, die sich namentlich im Strafrecht zeigen, findet sich eine über alles Maß hinausgehende Milde gegen die Tier- und Pflanzenwelt, wie sie ihren Gipfel in einem Gebot der edlen Religion der Dschaina findet. Erhabenste Weisheit findet sich neben dem finstersten Aberglauben, innigste Frömmigkeit neben Verachtung und Verneinung jedes göttlichen Waltens und Aufstellung der *Menschentat*, die allein die Herrschaft sichert über die ganze Natur. Kurz, die indische Volksseele und infolgedessen das indische Leben und Denken ist ein so komplexes Ding und wird, je näher es uns zeitlich liegt, um so viel komplexer, daß es für den Europäer, der daraus nicht geradezu ein Studium macht, sehr schwer wird, sich in diesem Labyrinth zurechtzufinden. Nun ist aber die indische schöne Literatur ein getreuer Spiegel des indischen Geistes und Geschmacks; sie ist durch und durch national und setzt zu ihrem Verständnis eine genaue Kenntnis derer voraus, die sie hervorgebracht haben. Und da nun außerdem die literarischen

und sprachlichen Formen dieses Schrifttums von den bei uns üblichen erheblich abweichen, so daß gerade die kunstreichsten und berühmtesten indischen Dichtungen dem Übersetzer[1] oft genug unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, so ist es gar kein Wunder, daß die indische Poesie der großen Masse unserer Gebildeten noch ein unbekanntes Gebiet ist, und bis zu einem gewissen Grade wird sie es auch immer bleiben.

Wer als Laie von guten Übersetzungen indischer Kunstwerke einen wirklichen Genuß haben will, dem ist zu raten, daß er sich an der Hand eines modernen Reisewerkes mit Land und Leuten zunächst ein wenig vertraut mache. Denn trotz der großen politischen Umwälzungen, die Indien im Mittelalter und in der Neuzeit erlebt hat, halten seine arischen Bewohner noch immer mit größter Zähigkeit an ihren alten Anschauungen und Gebräuchen fest. Andererseits dürfte nichts so geeignet sein, dem Verständnis der indischen Poesie den Boden zu bereiten, wie die Lektüre gut ausgewählter Erzählungen der Inder selbst.

Abgesehen von Übersetzungen einiger Teile des Mahabharata, des Ramajana und der Purana[2] sowie des Pantschatantra[3]

---

[1] Ich denke dabei natürlich an Übertragungen, die nicht nur philologischen Zwecken genügen, sondern künstlerisch Gleichwertiges bieten wollen.

[2] Z. B. Nala und Damajanti und Sawitri (beide von H. C. Kellner, Leipzig, Reclam). — Nal und Damajanti. Eine ind. Geschichte von F. Rückert. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. — A. Holtzmann, Indische Sagen. Karlsruhe, Verl. v. C. Holtzmann. 3 Teile. — Ramajana. Das Lied vom König Rama. ... Zum erstenmal ins Deutsche übertragen usw. von Dr. J. Menrad. I. Band. München, Th. Ackermann, 1897. — A. F. Graf v. Schack, Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung indischer Sagen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.

[3] Von den Pantschatantra-Fassungen gibt es noch keine kritischen Textausgaben. Infolgedessen gewährt Benfeys Übersetzung (Pantschatantra: Fünf Bücher ind. Fabeln, Märchen und Erzählungen .... v. Th. Benfey. 2 Teile. Leipzig 1859) ein falsches Bild vom Text, trotz-

und des Hitopadeſa[1] ſind bedeutendere Erzählungswerke der Inder noch nicht ins Deutſche überſetzt. Und dabei ſind das Pantſchatantra und der Hitopadeſa nicht einmal volkstümliche Erzählungsſammlungen, wie man gewöhnlich annimmt, ſondern Lehrbücher der Politik, in denen die Lehren der Staatskunſt allerdings in pädagogiſch meiſterhafter Weiſe durch Erzählungen vorgetragen werden. Aber in manchen der verſchiedenen Ausgaben dieſer Bücher — denn ſie ſind in Indien häufig überarbeitet worden — haben ſchulmeiſterlich-pedantiſche Bearbeiter die Erzählungen ihren Zwecken zuliebe umgeſtaltet und verballhornt, namentlich auch mit vielen Weisheitsſprüchen durchſetzt, die an ſich ja wunderſchön ſind, den Faden der Erzählung aber oft in recht geſchmackloſer Weiſe unterbrechen. Narajana, der Verfaſſer des Hitopadeſa, bietet zwar eine wohl ſpäte, aber darum nicht ſchlechte Bearbeitung des Pantſchatantra. Als Lehrbuch betrachtet, iſt ſie ein ganz vorzügliches Werk. Aber ſeine Vorlage war nur ein Auszug aus dem Pantſchatantra, und darum ſind ſeine Erzählungen zwar klar, aber ziemlich fleiſch- uud blutlos. Diejenigen Erzählungsſammlungen dagegen, die nicht der Belehrung wegen

---

dem die Überſetzung als ſolche ſehr gut iſt. Die Einleitung, die den erſten Band einnimmt, iſt noch heute von hohem wiſſenſchaftlichen Wert. — Eine kürzere Faſſung, die auf einem beſſeren Text beruht, gibt Ludwig Fritze: Pantſchatantra. Ein altes indiſches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Leipzig, Otto Schulze, 1884. — Den ſog. textus ornatior, eine erweiterte Faſſung aus dem 12. Jahrhundert, hat R. Schmidt überſetzt: Das Paficatantram (textus ornatior). Eine altindiſche Märchenſammlung. Zum erſtenmal überſetzt von Richard Schmidt. Leipzig, Lotus-Verlag 1901.

[1] Von Max Müller, Leipzig, Brockhaus 1844; v. Durſch (Die älteſte praktiſche Pädagogik des heidniſchen Altertums, herausgegeben von dem Verfaſſer der Wiſſenſchaft der chriſtlichen Erziehung auf dem Standpunkt des kathol. Glaubens. Tübingen 1853); von Schoenberg Wien 1884); von L. Fritze (Leipzig, O. Wigand 1888) und von Hertel (Leipzig, Reclam).

geſchrieben ſind, wie „Die 70 Erzählungen eines Papageien“ (Śukasaptati), „Die 25 Erzählungen eines Dämonen“ (Vetālapañcaviṃśatikā), „Die 32 Erzählungen der Thron-Statuen“ (Dvātriṃśatputtalikā) u. a. ſind in ihren heutigen Faſſungen alle ganz jungen Datums, meiſt ſchlecht erzählt und eignen ſich nicht zu einer Überſetzung, die einen äſthetiſchen Genuß bereiten will. Nur *eine* Sammlung, ein Dſchainawerk „Schatz der Erzählungen“ (Kathākośa) macht darin eine Ausnahme; aber der Text desſelben iſt noch nicht veröffentlicht[1].

Viel Schönes bieten die Erzählungsſammlungen der *Buddhiſten* und der *Dſchaina*, und namentlich die letzteren haben ſich, wie es ſcheint, ein großes Verdienſt um die Aufbewahrung alter Märchen, Schwänke, Novellen und Tiergeſchichten erworben. Hier vor allem wird ein geſchickter Überſetzer unter manchem toten Geſtein noch viel Goldkörner finden; denn dieſe Literatur iſt ſehr umfangreich, und was den Erzählern oft an grammatiſcher Bildung fehlt, das erſetzen ſie durch muntere, ungezwungene Darſtellung des indiſchen Lebens, einen herzerquickenden Humor und blühende Phantaſie.

Die „Luſt am Fabulieren“ iſt bei den Indern uralt. Bereits im Rigweda, dem älteſten Werke ariſcher Kultur, finden ſich Götter- und Heldenſagen. Überliefert ſind nur *Strophen*, die meiſt nur die *Geſpräche* der Hauptperſonen enthalten. Die verbindende Proſa ward nicht ſchriftlich fixiert. Genau ſo ſind auch Fabeln und allerlei andere Erzählungen in großer Menge überliefert worden, von denen Fragmente in der Literatur der großen Religionsgenoſſenſchaften Indiens, der Brahmanen, der Dſchaina und der Buddhiſten vorliegen. Das meiſte von dem, was nicht untergegangen iſt, hat die

---

[1] Dagegen eine ſehr gute engliſche Überſetzung: The Kathákoça; or, Treasury of Stories. Translated from Sanskrit Manuscripts by C. H. Tawney. London 1895.

umfangreiche, in Pali abgefaßte berühmte Erzählungssammlung der Buddhisten, das Dschataka, aufbewahrt.

Eine eigentliche Erzählungsliteratur in Prosa hat sich erst später gebildet. Ursprünglich stellte die Prosa nur den Kommentar zu den Erzählungsstrophen dar. Allmählich aber ward sie die Hauptsache, und die Strophen wurden bald nur noch als Ausschmückung eingefügt. Daneben entwickelte sich eine epische Literatur, die nicht nur die Gespräche der Hauptpersonen, sondern auch alle erzählenden Bestandteile metrisch faßte und schriftlich fixierte.

Derartiger rein metrischer Erzählungssammlungen oder solcher, die in Prosa mit eingestreuten Strophen abgefaßt waren, muß es in weit vorchristlicher Zeit schon eine bedeutende Menge gegeben haben. Das beweisen einerseits die Episoden des Mahabharata, die sehr oft ganz alte Kulturbilder vorführen, und von denen manche in Prosa abgefaßt sind, teils beweist es das Riesenwerk Gunadhjas aus dem 1. oder 2. Jahrhundert nach Christus.

Gunadhja[1] nämlich sammelte die ihm erreichbaren Erzählungswerke und Einzelerzählungen und verarbeitete sie zu einer Art Epos so, daß in die Haupterzählung alle übrigen eingefügt wurden. Das Werk war metrisch in Paisatschi (Paiśācī), einer dem Sanskrit nahestehenden Mundart, geschrieben und umfaßte nach der übereinstimmenden Angabe seiner beiden späteren Bearbeiter 100000 Strophen zu 32 Silben. Es würde also in einer Prosaübersetzung, in dem Format und Druck des vorliegenden Buches, reichlich neun und ein halbes Tausend Seiten füllen.

Bis jetzt ist noch kein Exemplar dieses Riesenwerkes aufgefunden worden. Dagegen besitzen wir zwei gekürzte, in Sanskrit-Strophen abgefaßte Bearbeitungen desselben. Zwei

[1] Er lebte in Pratischthana, dem heutigen Paithan an der Godawari, als Minister des Königs Satawahana.

kaſchmiriſche Dichter, Kſchemendra und Somadewa, haben um die Mitte des 11. Jahrhunderts unabhängig voneinander gekürzte Faſſungen davon ausgearbeitet. Kſchemendras Arbeit iſt höchſt nachläſſig gefertigt. Seine Sprache iſt oft ſchlecht, ſeine Verſe ſind vielfach liederlich gebaut, der Inhalt oft entſtellt oder bis zur Unverſtändlichkeit gekürzt. Dagegen iſt Somadewas Arbeit, die vielleicht gerade Kſchemendras Machwerk erſetzen ſollte, mit großer Sorgfalt hergeſtellt. Somadewa iſt ein geſchmackvoller Dichter geweſen, dem es darauf ankam, etwas Gutes zu leiſten, und das iſt ihm auch vollkommen gelungen.

Seine Bearbeitung, die er Kathāsaritsāgara („Der Ozean, in den ſich die Ströme der Erzählungen ergießen") genannt hat, umfaßt ein reichliches Fünftel ſeiner Vorlage. Bei der Kürzung ſcheint er ſehr geſchmackvoll vorgegangen zu ſein. Den größeren Erzählungen, prächtigen Novellen, Märchen und Schwänken, ſieht man ſofort an, daß er ſie verhältnismäßig vollſtändig bewahrt hat. Es iſt ihm hier z. B. nicht eingefallen, bunte Schilderungen der Natur, des Menſchenlebens, des Denkens und Handelns ſeiner Perſonen zu ſtreichen, wie es Kſchemendra überall getan hat. Dagegen ſcheinen die Tier-Erzählungen und die „Schildbürgerſtreiche" ſtark gekürzt zu ſein.

Der Wert des Kathaſaritſagara beſteht alſo nicht nur in ſeiner überwältigenden Fülle von Erzählungen aller Art, ſondern auch darin, daß der größte Teil dieſer Erzählungen in einer muſterhaften Form vorgetragen wird, die ſich gleich fern hält von der ſaloppen Faſſung der Proſaſammlungen volkstümlicher Art und der unglaublich verſchnörkelten Darſtellungsweiſe des ſpäteren indiſchen Kunſtromans. Somadewa zu leſen iſt wirklich ein Genuß. Aber davon ganz abgeſehen iſt dieſes Werk eine koſtbare Fundgrube für alle, welche das indiſche Volksleben ſtudieren wollen. Hier iſt nirgends etwas dem Syſtem der Brahmanen zuliebe geändert, deren

Schriften, wie längst erkannt worden ist, ein ganz einseitiges Bild der indischen Gesellschaft entwerfen. Somadewa hat so sorgfältig gearbeitet, daß man oft mit Bestimmtheit sagen kann, ob eine Erzählung in der Fassung, die er bietet, ursprünglich einen Dschaina, einen Buddhisten oder einen Brahmanen zum Verfasser hat. Wir leben uns bei seiner Lektüre in das indische Volksleben ein, sowohl in die Welt, die den Inder in Wirklichkeit umgab, wie in die Welt seiner Träume. Diese letztere Welt ist für ihn nicht weniger real, als diejenige, die sich den Sinnen offenbart. Berge und Wälder, Ströme und Seen, Bäume und Häuser, was über der Erde und unter der Erde ist: alles ist von göttlichen und dämonischen Wesen belebt, die teils unsichtbar, teils in den verschiedensten Gestalten fortwährend freundlich und feindlich in das Leben der Menschen eingreifen. Unter den Menschen selbst gibt es viele, die durch strenge Askese oder grausige Zauberzeremonien übernatürliche Kräfte erlangt haben. Auch in den Leibern der Tiere stecken oft Wesen, die mächtiger sind, als der Mensch. Namentlich sind die Schlangen göttliche Wesen von hoher Macht, die in der Unterwelt in menschenähnlicher Gestalt reiche Städte bewohnen, wie die Götter über der Menschenwelt, und die wie diese staatlich und gesellschaftlich dasselbe Leben führen, wie die Menschen auf der Erde. Sehr natürlich, denn zwischen allen den Geschöpfen, von den Göttern bis zu den Pflanzen, ja bis zu unbelebten Dingen besteht keinerlei Wesensunterschied; der Unterschied ist nur ein gradueller. Die Einzelseele, die von dem Brahman oder der Weltseele ausgeht, muß eine große Anzahl von Existenzen durchwandern, ehe sie geläutert wieder mit der Weltseele vereinigt wird. Ob die nächste Existenz eine höhere oder eine niedrigere sein wird, das hängt ganz von der Lebensführung jedes Wesens ab. Bei Bösewichtern wird die Seelenwanderung durch Höllenstrafen, bei Guten durch Aufenthalt in der Welt der Götter unterbrochen. Selbst die Götter sind der Seelenwanderung

unterworfen, jeder Mensch kann als Gott oder als Tier wiedergeboren werden. Nicht immer enthüllt die äußere Gestalt das innere Wesen. Der Himalaja ist z. B. ein Gott, dessen Tochter Durga die Gemahlin Siwas ward. Die Ganga oder, wie wir nach Vorgang der Griechen sagen, der Ganges ist eine Göttin. In Indras Garten steht ein Gott, der alle Wünsche der Bittenden gewährt, in Gestalt eines Baumes, „Wunschbaum" genannt. Auch die Bäume der Wälder sind häufig nur die Leiber von Göttern. Eine Göttin, die gleichfalls alle Wünsche gewährt, hat die Gestalt einer Kuh. Sie heißt „Wunschkuh" oder auch Surabhi, „die Duftende" (vgl. unten S. 15). Von den Schlangen habe ich bereits erwähnt, daß sie göttliche Wesen sind, und darum ist der Hindu noch heute nicht zum Töten derselben zu bewegen. Unten S. 64 erscheint ein Gott, der als Bock auf Erden lebt, usw. Aller dieser Leiber aber können sich die Gottheiten entäußern und dann unsichtbar bleiben oder in menschlicher Gestalt erscheinen, die sie meist annehmen, wenn sie mit Menschen verkehren, oder wenn sie sich in ihrer Heimat, der Ober- oder Unterwelt, aufhalten. Unter den Gestalten, in denen der große Gott Wischnu sich zur Welt gebären ließ, um sie aus ihrer Sündenschuld zu retten, befinden sich z. B. die eines Fisches, einer Schildkröte, eines Ebers; und als weißes Roß wird er am Ende des jetzigen Weltalters sein Erlösungswerk wiederholen. ⁂

⁂ Diese Anschauung von der Natur der Wesen ist bei Gunadhja im ersten oder zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bereits so festgewurzelt und die Erzählungen, die er uns bewahrt hat, setzen dieselbe so durchaus voraus, daß sie uns zu dem Schlusse berechtigen, daß sie damals bereits uralt gewesen ist. Aus dieser Anschauung aber mußte sich in Indien mit Naturnotwendigkeit die Tier-Erzählung entwickeln, und ich bin der Ansicht, daß sie sich nur auf Grund derartiger Betrachtung der Welt entwickeln konnte.

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die Tierfabel, die die Alten ja selbst nicht als griechisches Erzeugnis betrachtet haben, und für die sich bei ihnen erst in verhältnismäßig später Zeit Beispiele finden, aus Indien nach Griechenland gekommen ist, gerade wie im Mittelalter die eingangs dieser Einleitung erwähnten Erzählungen aller Art, und daß sie dann dort als neue Literaturgattung weiter gepflegt wurde.

Die Inder, die sonst in wissenschaftlichen, religiösen und literarischen Dingen das Systematisieren und Klassifizieren lieben, wie kein zweites Volk, deren ganzer Staat mit seinen Bewohnern ein künstlich bis ins Kleinste klassifiziertes System ist, machen gleichwohl keine Unterschiede in ihrer Erzählungsliteratur. Mythen, Sagen, Märchen, Novellen, Schwänke, Parabeln, Fabeln, Legenden werden unterschiedslos mit denselben Namen bezeichnet. Auch dieser auf den ersten Blick befremdliche Umstand hat seinen Grund in der eben entwickelten Anschauung des Inders von der Wesensgleichheit aller Formen der Schöpfung und in dem Glauben an die Wirklichkeit aller jener Wesen, die seine Einbildungskraft bevölkern. Und das zeigt sich denn auch in seinen Erzählungen, von denen ein großer Teil sich nicht streng unter eine der oben genannten abendländischen Kategorien unterbringen läßt. Namentlich zwischen Novellen, Schwänken und Märchen ist in den allermeisten Fällen eine Scheidung geradezu unmöglich.

Eine vollständige deutsche Übersetzung des Kathasaritsagara gibt es nicht. Brockhaus hat von den 124 Kapiteln desselben die ersten 26 übersetzt; diese Übersetzung ist aber vergriffen[1]. Einige andere Erzählungen hat in sehr an-

[1] Die Mährchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Dr. H. Brockhaus. 2 Teile, Leipzig 1843. Diese Übersetzung ist ein Abdruck aus seiner Textausgabe: Katha Sarit Sagara. Die Mährchensammlung usw. Buch 1—5. Sanskrit und Deutsch, herausgeg. von H. Brockhaus. Leipzig 1839.

sprechender Form Friedrich von der Leyen gegeben[1]. Da für wissenschaftliche Zwecke die vollständige englische Übersetzung C. H. Tawneys vorliegt[2], so würde sich eine vollständige deutsche Übersetzung auch nicht verlohnen. Ein so umfangreiches Werk wäre für einen größeren Leserkreis, der sich an indischem Humor und indischer Phantasie ergötzen will, ganz ungeeignet. Dagegen glaube ich keine überflüssige Arbeit getan zu haben, wenn ich hier einige der schönsten Erzählungen Somadewas in freier deutscher Prosaübersetzung vorlege. Ich habe die meisten dieser Geschichten aus ihren Rahmen herausgehoben. Einige Weitschweifigkeiten in der Darstellung, metri causa eingefügte Flickwörter, unnötige Namen, die den deutschen Leser nur aufhalten würden, habe ich gestrichen, auch einzelne Züge ausgeschieden, die bei Somadewa nur als Einleitung der einen oder andern Schalterzählung Aufnahme gefunden hatten. Im übrigen ist meine Übersetzung sinngetreu und dem Ausdruck nach hoffentlich lesbar.

Mit Ausnahme der Mythen, Sagen und Tiergeschichten, die nach anderen Quellen besonders erscheinen sollen, sind in vorliegender Sammlung alle Erzählungsgattungen vertreten. Sämtliche Erzählungen sind dem Werke Somadewas entlehnt, mit Ausnahme der Schelmengeschichte S. 50 ff., die dem Pantschatantra entlehnt ist. Ich bin in der glücklichen Lage, sie dem Leser nach einer guten Handschrift das erste Mal in ihrer ursprünglichen Gestalt zu unterbreiten.

Bei der Transkription indischer Wörter und Namen bin

---

[1] Indische Märchen, übertragen von Friedrich von der Leyen. Halle a. d. S. Otto Hendel. — Ich habe keine Erzählung aufgenommen, die sich in diesem Buche findet.

[2] The Kathá Sarit Ságara or Ocean of the Streams of Story. Transl. from the orig. Sanscrit by C. H. Tawney, M. A. 2 Bände, Calcutta 1880. 1884.

ich im allgemeinen den Grundsätzen getreu geblieben, die ich in meiner Hitopadeśa-Übersetzung befolgt habe. Nur im Sachregister habe ich die jetzt übliche wissenschaftliche Transkription beigefügt.

Findet unsere Sammlung Anklang, so sollen noch mehrere ähnliche Bändchen erscheinen, die namentlich auch die Erzählungssammlungen der Buddhisten und Dschaina berücksichtigen werden.

Döbeln, den 1. Februar 1903.

Dr. Johannes Hertel.

Novellen, Märchen und Schwänke.

Der bezahlte Lautenſpieler.

Ein Lautenſchläger ſpielte einſt vor einem reichen Manne, und dieſer war mit ſeiner Leiſtung zufrieden. Darum rief er ſeinen Kaſſierer und wies ihn in des Muſikanten Gegenwart an, demſelben 2000 Pana[1] zu zahlen. Der Kaſſierer verſprach, es zu tun. Als ihm aber der Muſikant nachging und ihn um Auszahlung ſeines Honorars bat, weigerte ſich der Kaſſierer, weil er ſchon wußte, wie es ſein Herr meinte.

Der Lautenſpieler ging wieder zu dem Reichen und teilte ihm die Sache mit. Der Reiche aber ſagte zu ihm: „Was haſt du mir denn gegeben, daß du noch eine Gegenleiſtung verlangſt? Mit deinem Lautenſpiel haſt du meinen Ohren einen flüchtigen Genuß bereitet; und ebenſo habe ich deinen Ohren einen flüchtigen Genuß bereitet durch das in Ausſicht geſtellte Honorar".

Der Lautenſchläger mußte lachen, trotzdem er ſeine Hoffnung zerſtört ſah. Er gab ſich zufrieden und ging von dannen.

(LXIII, 157 ff.)

[1] 1 Pana = 8 Kauri-Muſcheln. Die Kauri-Muſchel wird in Indien noch heute als Scheidemünze verwandt.

Kaufmann Mäuserich.

Es saßen einst eine Anzahl von Kaufleuten beieinander und rühmten unter sich ihre Geschicklichkeit im Gelderwerb. Da nahm einer von ihnen das Wort und sprach:

„Kein Wunder, wenn ein tatkräftiger Mann durch seine alten Schätze neue Schätze erwirbt; ich aber habe es verstanden, ohne einen Pfennig Geld mir ein Vermögen zu schaffen. Als mein Vater starb, war ich leider noch nicht geboren, und Verwandte, die sich vor einer Sünde nicht scheuten, brachten meine Mutter um das ganze Erbe. Und da meine Mutter vor ihnen nicht einmal ihres Lebens sicher war, begab sie sich, um ihr noch ungeborenes Kind zu retten, zu einem Freunde meines Vaters, und wohnte in seinem Hause. Dort schenkte sie mir das Leben, der ich dereinst ihre alleinige Stütze werden sollte. Durch niedrige Arbeiten, die sie verrichtete, sorgte sie für meinen Unterhalt.

Die bittere Armut, die sie drückte, gestattete ihr nicht, mich standesgemäß unterrichten zu lassen. Auf ihre Bitten aber brachte mir schließlich ein Lehrer wenigstens das Rechnen und das Schreiben bei.

Als ich diese Künste verstand, sagte meine Mutter zu mir: „Du bist eines Kaufmanns Sohn; darum sollst auch du nun ein Kaufmann werden[1]. In unserer Stadt wohnt ein reicher Handelsherr. Er heißt Wisakhila und ist so freundlich, armen Söhnen aus guten Kaufmannsfamilien ein Anfangskapital vorzustrecken. Geh zu ihm und bitte ihn um seine Unterstützung."

Ich tat, wie meine Mutter mich geheißen. Als ich aber zu ihm kam, da war er gerade in großer Erregung. Vor ihm stand ein anderer Kaufmannssohn, dem er zornig zurief:

[1] Der Sohn übt in Indien wieder den Beruf seines Vaters aus.

„Siehst du dort die tote Maus am Boden liegen? Ein tüchtiger Mann wäre im stande, sie zu verkaufen und Geld damit zu verdienen. Dir aber habe ich einen Haufen Dinare[1] gegeben; die hast du nicht nur nicht vermehrt, sondern hast sie sogar verloren!"

Da trat ich plötzlich vor und sagte zu Wisakhila: „Mit Eurer Erlaubnis entleihe ich Euch dieses Kapital." Damit nahm ich die tote Maus, quittierte über sie und ging, und trotz seiner Stimmung mußte der Kaufmann über meinen Einfall lachen.

Für ein paar Hände voll Kichererbsen[2] überließ ich meine Maus einem Krämer, der sie seinem Kater gab. Ich ging nach Hause, röstete die Früchte, nahm eine mit Wasser gefüllte Kanne, ging bis zu einem Kreuzweg vor die Stadt und setzte mich mit meinen Vorräten im Schatten eines Baumes nieder. Bald kam eine Schar von Holzhauern, ermattet von der Hitze und den Lasten, die sie trugen. Diesen bot ich höflich den kühlen Trunk und meine Kichererbsen; und jeder von den Leuten gab mir zum Danke dafür zwei Scheite. Ich trug mein Holz zu Markte und verkaufte es, und für den geringen Preis, den ich dafür erzielte, erstand ich abermals Kichererbsen. Am nächsten Tage tauschte ich diese gegen Holz ein, wie das erste Mal. So verfuhr ich Tag für Tag, und bald hatte ich so viel erübrigt, daß ich den Holzhauern alles Holz abkaufen konnte, welches sie in drei Tagen nach der Stadt gebracht hatten.

Da traten auf einmal starke Regengüsse ein und mit ihnen ein empfindlicher Mangel an Holz[3], und nun verkaufte ich meine Vorräte für viele hundert Pana[4]. Jetzt konnte ich

---

[1] Goldmünze, von griech. *δηνάριον*.

[2] Die Kichererbse (cicer) ist eine in Südeuropa und Asien heimische Leguminose, die namentlich von den ärmeren Volksklassen gern gegessen wird.

[3] Weil die Straßen nach dem Walde ungangbar wurden.

[4] Vgl. S. 3, Anm. 1.

Kaufmann Mäuſerich.

Es ſaßen einſt eine Anzahl von Kaufleuten beieinander und rühmten unter ſich ihre Geſchicklichkeit im Gelderwerb. Da nahm einer von ihnen das Wort und ſprach:

„Kein Wunder, wenn ein tatkräftiger Mann durch ſeine alten Schätze neue Schätze erwirbt; ich aber habe es verſtanden, ohne einen Pfennig Geld mir ein Vermögen zu ſchaffen. Als mein Vater ſtarb, war ich leider noch nicht geboren, und Verwandte, die ſich vor einer Sünde nicht ſcheuten, brachten meine Mutter um das ganze Erbe. Und da meine Mutter vor ihnen nicht einmal ihres Lebens ſicher war, begab ſie ſich, um ihr noch ungeborenes Kind zu retten, zu einem Freunde meines Vaters, und wohnte in ſeinem Hauſe. Dort ſchenkte ſie mir das Leben, der ich dereinſt ihre alleinige Stütze werden ſollte. Durch niedrige Arbeiten, die ſie verrichtete, ſorgte ſie für meinen Unterhalt.

Die bittere Armut, die ſie drückte, geſtattete ihr nicht, mich ſtandesgemäß unterrichten zu laſſen. Auf ihre Bitten aber brachte mir ſchließlich ein Lehrer wenigſtens das Rechnen und das Schreiben bei.

Als ich dieſe Künſte verſtand, ſagte meine Mutter zu mir: „Du biſt eines Kaufmanns Sohn; darum ſollſt auch du nun ein Kaufmann werden[1]. In unſerer Stadt wohnt ein reicher Handelsherr. Er heißt Wiſakhila und iſt ſo freundlich, armen Söhnen aus guten Kaufmannsfamilien ein Anfangskapital vorzuſtrecken. Geh zu ihm und bitte ihn um ſeine Unterſtützung.“

Ich tat, wie meine Mutter mich geheißen. Als ich aber zu ihm kam, da war er gerade in großer Erregung. Vor ihm ſtand ein anderer Kaufmannsſohn, dem er zornig zurief:

[1] Der Sohn übt in Indien wieder den Beruf ſeines Vaters aus.

„Siehſt du dort die tote Maus am Boden liegen? Ein tüchtiger Mann wäre im ſtande, ſie zu verkaufen und Geld damit zu verdienen. Dir aber habe ich einen Haufen Dinare[1] gegeben; die haſt du nicht nur nicht vermehrt, ſondern haſt ſie ſogar verloren!“

Da trat ich plötzlich vor und ſagte zu Wiſakhila: „Mit Eurer Erlaubnis entleihe ich Euch dieſes Kapital.“ Damit nahm ich die tote Maus, quittierte über ſie und ging, und trotz ſeiner Stimmung mußte der Kaufmann über meinen Einfall lachen. Für ein paar Hände voll Kichererbſen[2] überließ ich meine Maus einem Krämer, der ſie ſeinem Kater gab. Ich ging nach Hauſe, röſtete die Früchte, nahm eine mit Waſſer gefüllte Kanne, ging bis zu einem Kreuzweg vor die Stadt und ſetzte mich mit meinen Vorräten im Schatten eines Baumes nieder. Bald kam eine Schar von Holzhauern, ermattet von der Hitze und den Laſten, die ſie trugen. Dieſen bot ich höflich den kühlen Trunk und meine Kichererbſen; und jeder von den Leuten gab mir zum Danke dafür zwei Scheite. Ich trug mein Holz zu Markte und verkaufte es, und für den geringen Preis, den ich dafür erzielte, erſtand ich abermals Kichererbſen. Am nächſten Tage tauſchte ich dieſe gegen Holz ein, wie das erſte Mal. So verfuhr ich Tag für Tag, und bald hatte ich ſo viel erübrigt, daß ich den Holzhauern alles Holz abkaufen konnte, welches ſie in drei Tagen nach der Stadt gebracht hatten.

Da traten auf einmal ſtarke Regengüſſe ein und mit ihnen ein empfindlicher Mangel an Holz[3], und nun verkaufte ich meine Vorräte für viele hundert Pana[4]. Jetzt konnte ich

---

[1] Goldmünze, von griech. δηνάριον.

[2] Die Kichererbſe (cicer) iſt eine in Südeuropa und Aſien heimiſche Leguminoſe, die namentlich von den ärmeren Volksklaſſen gern gegeſſen wird.

[3] Weil die Straßen nach dem Walde ungangbar wurden.

[4] Vgl. S. 3, Anm. 1.

einen Verkaufsstand eröffnen; und infolge meiner Gewandtheit im Handel wurde ich nach und nach ein reicher Mann.

Als ich es so weit gebracht, ließ ich mir eine Maus aus purem Golde fertigen und sandte sie jenem Wisakhila, dem ich die tote Maus entliehen. Dieser gab mir dagegen seine Tochter zur Frau. Die Leute aber kennen meine Geschichte und nennen mich nur den Mäuserich."

(VI, 27 ff.)

Der heuchlerische Heilige.

Am Ufer der Ganga[1] lebte einst ein Einsiedler und beobachtete einem Gelübde zufolge unverbrüchliches Schweigen. Er nährte sich von Bettelbrot, und eine Menge anderer Bettelmönche umgab ihn als seine Jünger. Sein Heim war eine Tempelklause.

Eines Tages, als er um Nahrung bittend an die Tür eines Kaufmanns klopfte, kam dessen schöne Tochter heraus, ihm die Speise zu reichen; und dieses Mädchen war so wunderhold, daß ihre Anmut alsbald des Mönches Herz bestrickte.

Da rief der Schurke: „Wehe! Wehe!", so laut, daß es der Kaufmann hören mußte. Dann nahm er die erbettelte Gabe und kehrte nach seiner Klause zurück.

Der Kaufmann ging ihm nach und fragte ihn verwundert, als sie ohne Zeugen waren, warum er heute plötzlich durch jenen Ausruf sein Schweigen gebrochen habe. Da antwortete ihm der Bettelmönch: „Böse Zeichen trägt deine Tochter an

[1] Ganga, oft als Göttin personifiziert, ist der heilige Strom der Inder, den wir mit dem griechischen Namen Ganges bezeichnen.

ihrem Leibe[1]. Ihre Vermählung würde für dich nebst Sohn und Gattin den sicheren Untergang bedeuten. Und da ich sie gesehen, ward ich sehr betrübt, denn du bist mir ergeben. Darum habe ich mein Schweigen durch jenen Ausruf gebrochen, um deinetwillen. Nun aber höre! Nimm heute, wenn es Nacht wird, deine Tochter und lege sie in eine Kiste. Auf diese stelle ein Licht und setze sie in der Ganga aus."

In seiner Angst versprach der Kaufmann, zu gehorchen, und als die Nacht gekommen, tat er alles, wie ihm geheißen. Denn die Furcht beraubt die Leute ihres gesunden Verstandes.

Währenddem sagte der Mönch zu seinen Schülern: „Gehet hinab an die Ganga, so werdet ihr eine Kiste schwimmen sehen, mit einem Lichte darauf. Diese bringet herbei, doch so, daß euch niemand gewahre. Und hütet euch, sie zu öffnen, auch wenn ihr ein Geräusch in ihr vernehmen solltet."

Seine Schüler gehorchten und gingen. Doch waren sie noch nicht an den Strom gekommen, als von ungefähr ein Königssohn an dessen Ufer niederstieg. Der ward auf die von dem Kaufmann ausgesetzte Kiste durch den Schein des Lichtes aufmerksam und ließ sie von seinen Dienern schnell ans Land ziehen. Neugierig befahl er, sie zu öffnen; da bot sich seinen Blicken in ihr jenes holde Mädchen dar, und alsobald erkor er es zu seiner Gemahlin[2]. In die Kiste ließ er dafür einen scheußlichen Affen sperren und sie mitsamt dem Lichte wieder in die Ganga bringen.

Als nun der Königsproß mit dem erbeuteten Juwel gegangen war, kamen die Schüler des Mönches auf ihrer Suche an diesen Ort. Sie fanden die Kiste und trugen sie zu ihrem

---

[1] Aus gewissen Linien am Leibe weissagten die Inder das Schicksal, wie ja noch heute die Zigeuner, deren Heimat Indien ist, aus den Linien der Hand die Zukunft der Menschen voraussagen.

[2] Da in Indien bekanntlich die Vielweiberei herrscht und die Fürsten große Harems unterhalten, so liegt in dieser schleunigst abgeschlossenen Ehe nichts Absonderliches.

erfreuten Meister. Dieser sagte zu ihnen: „Schaffet sie nur hinauf in die obere Zelle, und lasset mich dann allein. Ich habe eine Beschwörung vor[1]. Ihr aber leget euch unten zur Ruhe und verharret die Nacht im Schweigen."

Also trugen sie die Kiste hinauf, und als sie ihn allein gelassen, öffnete er sie. Denn sein Herz sehnte sich nach der Kaufmannstochter.

Da aber sprang ein Affe heraus von entsetzlicher Gestalt und stürmte auf ihn ein. Häßlich war er, wie die fleischgewordene Ungezogenheit, und in seiner Wut zerfetzte er mit seinen Zähnen des Mönches Nase, und mit den Nägeln seine Ohren, gerade, als hätte er das Strafrecht studiert.

Gehörig zugerichtet kam der Mönch herunter. Seine Schüler konnten sich bei seinem Anblick kaum des Lachens erwehren.

Am nächsten Morgen aber war die Sache schon ruchbar, und alle Leute lachten ihn aus.

Der Kaufmann hingegen und seine Tochter waren froh; denn das Mädchen hatte einen trefflichen Gatten gefunden.

(XV, 30 ff.)

Der Glückstopf.

Es war einmal ein Mann Namens Glückskind, der holte täglich eine Tracht Holz aus dem Walde, und mit dem Erlös derselben ernährte er seine Familie.

Eines Tages nun, als er tief in den Wald hineingegangen

[1] Asketen befassen sich in Indien oft mit Zauberei.

war, wollte es das Schicksal, daß er vier Jakscha[1] erblickte, die mit himmlischem Gewand und Schmuck geziert waren.

Als diese sahen, wie er sich fürchtete, redeten sie ihm freundlich zu und fragten ihn nach seinen Verhältnissen; und als sie von ihm erfuhren, wie arm er war, faßte sie Mitleid, und sie schlugen ihm vor, er möge als Diener bei ihnen bleiben; er würde sich dadurch mühelos die Mittel zur Erhaltung seines Hauswesens erwerben.

Glückskind war's zufrieden und blieb bei ihnen, indem er sie beim Baden und allen sonstigen häuslichen Geschäften bediente.

Als es Essenszeit geworden, sagten die Jakscha zu ihm: „Gib uns dort aus dem Glückstopf unsere Speise." Er aber wußte nicht, was er tun sollte, denn er sah, daß der Topf leer war.

Die Schätzehüter lachten und redeten weiter: „Glückskind, das verstehst du nicht. Greif nur mit deiner Hand hinein in den Topf, und du wirst finden, was du begehrst. Denn er gewährt uns jeden Wunsch."

Und wirklich! Als er mit seiner Hand hineinfuhr, da kamen Speisen und Getränke zum Vorschein, so vieler ihn gelüstete.

Glückskind trug sie den Jakscha auf und machte sich dann selbst ans Mahl.

So lebte er bei ihnen Tag für Tag und diente ihnen in Liebe, und doch auch mit Furcht im Herzen; denn ihn quälte die Sorge um die Seinen. Diese waren gleichfalls bekümmert um seinetwegen. Aber die Schatzhüter sandten ihnen einen tröstlichen Traum. Da ward auch Glückskind wieder froh.

Nach einem Monat sagten die Jakscha zu ihm: „Wir sind

---

[1] Die Jakscha sind Diener Kuberas, des Gottes des Reichtums, die dieser mit dem Hüten von Schätzen beauftragt; sie entsprechen also etwa unseren Gnomen.

zufrieden mit der Treue, die du uns erwieſen. Erbitte dir ein Geſchenk, wir wollen dir's gewähren."

Er ſprach: „Wenn ihr wirklich zufrieden ſeid, ſo ſchenkt mir dieſen Glückstopf."

Da ſagten die Jakſcha zu ihm: „Den wirſt du nicht bewahren können. Er wird zerbrechen und von dir gehn; darum wähle dir eine andere Gnade."

Trotz dieſer Warnung indeſſen blieb Glückskind bei ſeiner Bitte, und alſo gaben ſie ihm den Topf.

Glückskind neigte ſich frohen Herzens, nahm das Gefäß und kehrte eilenden Fußes zur Freude der Seinen nach Hauſe zurück. Seinen Topf ſtellte er unter die anderen Gefäße, um ihn zu verbergen. Dann entnahm er ihm Speiſen und alle ſonſtigen Bedürfniſſe und genoß ſie mit Frau und Kindern.

Eines Tages ſagten ſeine Verwandten zu ihm:

„Du trägſt keine Laſten mehr, und doch genießeſt du herrliche Speiſen und berauſcheſt dich an edlen Getränken[1]. Sag an, woher kommt dir dieſe Fülle der Genüſſe?"

Da erzählte ihnen der Tor in ſeinem Stolz ohne Umſchweife, was geſchehen war, nahm den Topf, der alle erdenklichen Wünſche erfüllte, auf die Schulter und begann — wie dumm! — zu tanzen.

Weil er aber in ſeiner ſchweren Trunkenheit dabei ſtolperte, fiel ihm der Glückstopf von der Schulter herab und brach in Stücke. Er fügte ſich zwar augenblicklich wieder zuſammen, kehrte aber auch ſofort zu ſeinen früheren Herren zurück. Und Glückskind war zu ſeinem Schmerze wieder in der alten Lage.

So geht es allen jenen Unglücklichen, denen Trunkenheit oder ein ſonſtiger Rauſch die Sinne umnebelt.

(LVII, 25 ff.)

---

[1] Geiſtige Getränke ſind dem brahmaniſchen Inder zwar verboten, doch iſt dieſes Gebot nur von der Kaſte der Brahmanen ſelbſt eingehalten worden.

Der Prinz und der Kaufmannssohn.

Es war einmal ein König, der hatte einen einzigen Sohn, und dieser war sehr übermütig, eben weil er der einzige war. Denn was er tat, ob gut, ob böse, das ließ sein Vater geschehen.

Als der Prinz eines Tages im Lustwalde der Residenz spazieren ging, gewahrte er eines Handelsherren einzigen Sohn, der ihm gleich war an Reichtum und edler Erscheinung; und kaum hatte er ihn gesehen, so wählte er ihn zu seinem Freunde.

Bald waren die beiden ein Herz und eine Seele und konnten keinen Augenblick leben, ohne einander zu sehen. Denn schnell verbindet zwei Menschen die Liebe, die aus der Freundschaft in einem früheren Leben entspringt[1].

Niemals aß der Königssohn von einer Speise, die dem Kaufmannssohn nicht vorher wäre aufgetragen worden. Und als er sich eines Tages nach einer anderen großen Residenz aufmachte, um sich mit einer Prinzessin zu vermählen, da hatte er schon vorher die Vermählung des Gefährten geordnet.

Er bestieg also mit seinem Freunde einen Elefanten und zog mit seinem Heere[2] auf die Brautfahrt.

Am Abend kamen sie an das Ufer eines Flusses und beschlossen, daselbst zu übernachten. Beim Aufgang des Mondes

---

[1] Die Inder glauben, daß jedes Wesen verschiedene Existenzen durchmachen muß (siehe Seelenwanderung im Register), ehe es mit Brahman, dem Weltgeist, aus dem seine Seele stammt, wieder vereinigt wird oder die Erlösung findet, die die verschiedenen Religionen der arischen Inder lehren. Freundschaft wird auf ein Zusammenleben in einem früheren Dasein zurückgeführt.

[2] Der König unterhält das Heer aus seinem eigenen Schatze, da es einen Staatsschatz in unserem Sinne in Indien nicht gab. Dafür begleitete ihn das Heer auch auf Reisen und Jagden.

labte sich der Prinz an einem guten Trunke[1], und als er sich auf sein Lager begeben, begann er auf die Bitten seiner Amme eine Geschichte zu erzählen. Aber da er müde und auch ein wenig trunken war, überwältigte ihn der Schlaf, und ebenso ging es seiner Amme: nur den Kaufmannssohn hielt die Liebe zu ihm munter. Und während die anderen schliefen, da war es ihm, als hörte er hoch oben in der Luft weibliche Stimmen miteinander reden.

„Weil der Bursche die Erzählung nicht beendet hat, so fluche ich ihm. Am Morgen soll er ein Perlenhalsband finden. Nimmt er es aber und legt es um seinen Hals, so wird er augenblicklich sterben." So sprach die eine und schwieg. Da ließ sich eine zweite vernehmen: „Sollte er dem entgehen, so wird er einen herrlichen Obstbaum gewahren, und wenn er von seinen Früchten ißt, so wird ihn des Lebens Hauch verlassen." Als die zweite verstummte, erscholl eine dritte: „Sollte er auch dem entgehen und das Haus zu seiner Vermählung betreten, so wird es über ihm zusammenstürzen und ihn zerschmettern." Als auch diese Stimme schwieg, da redete eine vierte: „Und sollte er auch dem entgehen, so wird er, wenn er am Abend ins Schlafgemach getreten, sogleich hundertmal niesen müssen, und wenn dann nicht jemand hundertmal „Gesundheit!" sagt, so ist er dem Tode verfallen. Wenn aber jemand unsere Rede vernommen haben und sie ihm mitteilen sollte, um ihn zu retten, so soll auch dieser sterben." Also sprach sie und schwieg[2].

[1] Vgl. oben S. 10, Anm. 1.

[2] Diese Stelle ist ein guter Beleg für die beispiellose Freude, die die Inder seit ältester Zeit bis auf den heutigen Tag an Erzählungen gefunden haben. Es ist ja auch allgemein bekannt, wie die indischen Erzählungen und Schwänke durch Vermittlung der Araber und Mongolen in zahlreichen Übersetzungen nach dem Abendland gewandert sind, wie viel Tiergeschichten, Schwänke und Märchen alle europäischen Literaturen den Indern verdanken. Vgl. darüber Einleitung S. VIII f. und XVIII f.

Als aber der Kaufmannssohn diese ganze entsetzliche Unterhaltung vernommen, die Verderben kündete, dachte er bekümmert in seiner Liebe zu dem Königssohn: „Verwünscht sei die Erzählung, die begonnen, aber nicht zu Ende geführt worden ist, wenn Göttinnen unsichtbar genaht sind, sie zu hören, dann aber fluchen, weil ihre Neugierde unbefriedigt blieb. Was soll ich mit dem Leben, wenn der Prinz gestorben? Ich will alles aufbieten, um den Freund zu retten, der mir lieb ist wie mein eignes Ich.

Und doch darf ich ihm die Begebenheit nicht berichten, damit ich nicht gleich ihm in Schuld verfalle.“ Unter solchen tieftraurigen Gedanken verbrachte er die Nacht.

Bei Morgengrauen machte sich der Prinz mit ihm auf den Weg.

Da sah der Königssohn vor sich auf der Straße ein Perlenhalsband liegen und wollte es aufheben. Der Kaufmann aber sagte zu ihm: „Laß es liegen, Freund; es ist ein Trugbild. Sonst würden es doch auch deine Soldaten erblicken.“

Da ließ es der Prinz und zog weiter; und als er den Obstbaum erblickte, wollte er von seinen Früchten essen. Sein Freund aber hinderte ihn daran, wie zuvor.

Erschöpft und langsam vorwärts kommend gelangte der Prinz endlich in den Palast seines Schwiegervaters. Als er aber in das Haus treten wollte, zog ihn sein Freund von der Schwelle zurück: da brach das Haus zusammen, und mit genauer Not entging er dem Verderben.

Vertrauensselig trat der Prinz, als die Nacht herabgesunken, mit seiner Gemahlin in ein Gemach, das sich in einem anderen Gebäude befand. Kaum aber hatte er sein Lager bestiegen, als er schon hundertmal niesen mußte. Doch sein Freund war vor ihm ungesehen eingetreten, hatte sich verborgen und sagte leise hundertmal „Gesundheit!“ Und da er so getan, was er gewollt, schlich er sich froh hinaus.

Da aber sah ihn der Prinz, der bei seiner Gemahlin weilte, und seine Eifersucht ließ ihn des Freundes Treue vergessen. Zornbebend rief er den Türhütern zu: „Dieser Schurke ist in den stillen Frieden meines Frauengemachs gedrungen: fesselt ihn und setzt ihn gefangen! Und bei Tagesgrauen werde ihm die Todesstrafe!"

Also banden ihn die Wächter und führten ihn ab für diese Nacht. Doch als man ihn am Morgen nach der Richtstätte führen wollte, sagte er zu ihnen: „Bringt mich erst noch einmal vor den Prinzen. Ich will mich wegen meiner Handlungsweise entschuldigen. Dann mögt ihr mich töten."

So gingen sie und meldeten es dem Königssohn. Und weil auch seine Räte ihm zuredeten, befahl der Prinz, ihn vorzuführen. Als dies geschehen, erzählte ihm sein Freund, was sich begeben; und da der Einsturz des Gebäudes seine Aussage bestätigte, glaubte ihm der Prinz und zog zufrieden mit dem vom Tode erlösten Kaufmannssohn und mit seiner jungen Gattin in seine Residenz zurück.

Dort vermählte sich auch der Kaufmannssohn, lebte glücklich und zufrieden und ward von allen Leuten seiner Vortrefflichkeit wegen gepriesen.

(XXVIII, 113 ff.)

Nagaswamin.

(Der Held der Erzählung berichtet diese selbst.)

Ich heiße Nagaswamin und bin ein Brahman. Meine Heimat ist die Stadt Kundina. Als mein Vater in den Himmel eingegangen war, zog ich nach Pataliputra[1] und be-

[1] Die Hauptstadt des alten Reiches Magadha, von den Griechen Palibothra genannt, heute Patna (in der Nähe des Zusammenflusses der Sona und Ganga).

gab mich zu einem Lehrer, um unter seiner Leitung zu studieren. Aber trotz aller Belehrung lernte ich infolge meiner Dummheit nicht eine Silbe, und meine Mitschüler alle lachten mich deswegen fortwährend aus. Die Geringschätzung, die man mir entgegenbrachte, nagte an mir, und darum beschloß ich, vor das Antlitz der Göttin (Durga)[1] zu treten, die auf dem Windhja wohnt. Auf halbem Wege kam ich an eine Stadt. Ich ging hinein, um meine Mahlzeit zu erbetteln, und in einem Hause erhielt ich von der Hausfrau mit der Nahrung zugleich eine rote Lotusblume. Ich nahm sie und ging in ein anderes Haus; dort aber sagte die Hausfrau zu mir, als sie mich gewahrte: „O weh! Eine Hexe hat von dir Besitz ergriffen! Sieh hin! Die scheinbare Lotusblume ist eine Menschenhand." Als ich hinsah, da war es wirklich eine Hand und keine Blume. Entsetzt warf ich sie von mir, fiel der Frau zu Füßen und sagte zu ihr:

„Mutter, gib mir ein Mittel an, durch das ich am Leben bleibe." Die Frau sagte: „Ziehe weiter nach dem drei Jodschana[2] entfernten Dorfe Karabha. Dort wohnt der Brahman Dewarakschita[3], der eine herrliche braune Kuh hat, welche eine Inkarnation der Surabhi ist[4]. Flüchtest du dich zu dieser, so wird sie dich diese eine Nacht schützen."

In meiner Furcht lief ich und lief, bis ich am Ende des Tages nach Karabha an das Haus des Brahmanen kam, und bei meinem Eintritt bemerkte ich sogleich die Kuh. Ich neigte mich vor ihr und sprach: „Göttin, ich bin ein angstgequälter

---

[1] Durga ist die Gemahlin des Gottes Siwa, eines der drei großen Götter. (Siehe Register.)

[2] Ein Längenmaß der Inder, das zu verschiedenen Zeiten verschiedene Strecken bezeichnet hat. Etwa 5 Kilometer.

[3] Der Name bedeutet „Götterschützling".

[4] Surabhi („die Duftende") ist eine mythische Kuh, ein göttliches Wesen, das alle Wünsche erfüllt. (Vgl. oben Einleitung S. XVIII.) Die Kuh ist bei den Indern ein heiliges Tier.

Mann, der dich um deinen gnädigen Schutz fleht.“ Da kam auch schon — denn die Nacht war inzwischen hereingebrochen — die Hexe mit anderen ihresgleichen durch die Luft herangeflogen und bedrohte mich, nach meinem Fleisch und Blute lüstern. Sofort nahm die Kuh mich zwischen ihre Hufe und schirmte mich, indem sie die ganze Nacht hindurch mit den Hexen kämpfte.

Als der anbrechende Morgen die Unholdinnen verscheucht hatte, sagte die Kuh zu mir mit menschlicher Stimme: „Heute kann ich dich nicht mehr schützen, mein Sohn. Darum gehe nach dem Siwa-Tempel, der fünf Jodschana von hier im Walde liegt. In diesem wohnt ein mit übermenschlichem Wissen begabter, diesem Gotte ergebener Brahman. Nimm zu diesem deine Zuflucht; er wird dich die nächste Nacht über schirmen.“

Ich neigte mich vor meiner Beschützerin und machte mich sogleich auf den Weg. Bald erreichte ich den Brahmanen und bat ihn um Hilfe.

Mit einbrechender Dunkelheit kamen die Hexen wieder, wie in der vorigen Nacht. Da schickte mich der Brahman in des Tempels innersten Raum, stellte sich vor die Tür und bedrohte die Hexen mit einem Dreizack, den er in der Hand hielt. Er blieb im Kampfe mit ihnen Sieger, und als der Morgen anbrach, gab er mir zu essen und sprach: „In der folgenden Nacht werde ich dich nicht wieder schützen können. Geh zu dem Brahmanen Wasumati, der in dem Dorfe Sandhjawa wohnt, zehn Jodschana von hier; und wenn du diese dritte Nacht überlebst, so bist du gerettet.“

Ich verneigte mich und machte mich sogleich auf den Weg. Aber die Entfernung war so weit, daß mich der Sonnenuntergang unterwegs überraschte. Und als die Nacht herniedersank, da kamen die Hexen hinter mir her, packten mich und waren sehr erfreut, daß sie mich hatten. Dann stiegen sie mit mir in die Lüfte empor. Da stürmte aber plötzlich ein zweiter Schwarm sehr mächtiger Hexen auf sie ein. Zwischen beiden Parteien

entspann sich sofort ein heftiger Kampf; meine Feindinnen ließen mich los, und ich fiel herab in einer völlig menschenleeren Gegend. Dort erblickte ich einen mächtigen Palast, der mich mit seiner offenen Tür zum Eintritt aufzufordern schien. In meiner Angst eilte ich hinein und fand darinnen eine Frau von wunderbarer Schönheit, die von hundert anderen Frauen umringt war. Sie strahlte in ihrer Anmut wie eine schützende Wunderblume[1], die die Nacht erleuchtet, und die der Schöpfer aus Mitleid zu mir erschaffen. Sie tröstete mich und erzählte mir auf meine Frage hin: „Ich heiße Sumitra und bin eine Jakschini[2]. Ein Fluch bannt mich an diese Stelle, der nur durch die Vereinigung mit einem Menschen von mir genommen werden kann. Unverhofft bist du gekommen. Fürchte dich nicht und schenke mir deine Liebe." Darauf gab sie ihren Dienerinnen sofort die nötigen Befehle, erfreute mich mit Bad und Salben, mit köstlichen Gewändern, Speise und Wein und diente mir. Der Angst vor den Hexen war urplötzlich das höchste Glück gefolgt: wahrlich, ein Wechsel von Glück und Unglück, der selbst dem Schicksal unfaßbar sein mußte.

Nun verlebte ich mit der Jakschini zusammen einige Tage reinster Seligkeit. Einmal aber sagte sie zu mir: „Mein Fluch ist zu Ende, Brahman; heute muß ich von dir scheiden. Doch soll dir durch meine Gunst göttliches Wesen beschert werden. Obwohl du ein Büßer bist, sollst du alle Genüsse haben, die der Zauber verschafft, und furchtlos sollst du in meinem Palaste wohnen. Aber den Mittelbau desselben darfst du nicht betreten." Mit diesen Worten verschwand sie.

Leider konnte ich meine Neugier nicht bemeistern, sondern stieg nach dem Mittelbau empor. In demselben fand ich ein

---

[1] Wie das homerische Moly, das den Zauber der Kirke wirkungslos macht.

[2] Ein Jakscha-Mädchen. S. oben S. 9, Anm. 1.

Pferd. Als ich diesem aber zu nahe kam, versetzte es mir mit seinem Huf einen Schlag, der mich fortschleuderte, und augenblicklich befand ich mich in diesem Siwa-Tempel. Seit der Zeit wohne ich hier und bin nach und nach übermenschlichen Wissens teilhaftig geworden, so daß mir, obwohl ich ein Mensch bin, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bekannt sind.“ [1]

(CVIII, 20 ff.)

Wamadatta.

In Kanjakubdscha[2] lebte einst ein vornehmer Brahman, Suradatta mit Namen, der bei seinem König in hohen Ehren stand, ein Herr über hundert Dörfer[3]. Seine Gattin, die ihn wie einen Gott verehrte, hatte ihn mit einem vielversprechenden Söhnlein beschenkt, das den Namen Wamadatta führte. In kurzer Zeit hatte dieser Wamadatta alle Wissenschaften bewältigt. Darauf heiratete er, um seinen Vätern die Manenopfer zu sichern[4], ein Mädchen Namens Sasiprabha („Mondglanz“), und als sein Vater endlich, von seiner treuen Gemahlin begleitet, in den Himmel eingegangen war, begründete er selbst mit seiner Gattin einen Haushalt[5].

---

[1] Übernatürliches Wissen und übernatürliche Kräfte erreicht man durch anhaltende Kasteiung.

[2] Nordindische Stadt, heute Kanodsch (Kanoj).

[3] Die ihm der König geschenkt. Solche Schenkungen kamen häufig vor und vergrößerten den Schatz der „guten Werke“ eines Königs.

[4] Diese Manenopfer bringt immer der Sohn seinen Vorfahren dar. Stirbt jemand ohne einen Sohn, so verfällt er mit seinen Vorfahren der Hölle. Darum ist bei den brahmanischen Indern die Ehe eine religiöse Pflicht.

[5] Die formelle Heirat hatte früher stattgefunden; das eheliche Zusammenleben begann aber erst nach dem Tode der Eltern. S. Register unter „Kinderehe“.

Seine Gattin aber war, ohne daß er es wußte, ein ihren Lüſten ergebenes Weib, und es war ihr gelungen, unter die Sakinis aufgenommen zu werden[1].

Einſt nun, als er ſich im Dienſte des Königs in deſſen Palaſte befand, kam der Bruder ſeines Vaters und ſagte heimlich zu ihm:

„Unſere Familie iſt vernichtet, lieber Neffe; denn ich ſelbſt habe deine Frau bei einem Stelldichein mit deinem Rinderhirten ertappt.“

Da bat Wamadatta ſeinen Oheim, ihn einſtweilen im Königspalaſte zu vertreten, nahm ſein Schwert und eilte nach Hauſe. Er verbarg ſich in ſeinem Blumengarten und wartete, und als die Nacht hereinbrach, erſchien wirklich der Rinderhirt. Sofort kam ſeine Frau, die ihre Gelüſte nicht bemeiſtern konnte, dem Ehebrecher entgegen und brachte ihm Speiſen aller Art; und als dieſer ſie verzehrt, eilten ſie zuſammen nach ihrem Lager. Wamadatta ſtürzte ihnen mit erhobenem Schwerte nach und rief: „Verruchtes Weib! Wo wollt ihr hin?“ Seine Frau aber ſprang ſofort auf, und mit den Worten: „Du Lump!“ warf ſie ihm eine Hand voll Sand ins Geſicht, und ſofort verließ ihn ſeine Menſchengeſtalt, und er ward zum Büffel. Seine Vernunft aber vermochte das Weib ihm nicht zu rauben. Dann trieb die Treuloſe ihn in ihre Büffelherde und mißhandelte ihn mit Stockhieben, und der Hirt folgte ihrem Beiſpiel. Als darauf ein Kaufmann kam, der einen Büffel brauchte[2], war ſie ſo grauſam, ihren Gemahl zu verkaufen, welcher infolge ſeiner Tiergeſtalt alles über ſich ergehen laſſen mußte.

Der Kaufmann belud Wamadatta, der unſäglich unter der Tiergeſtalt litt, mit ſeinen Waren und trieb ihn nach einem

---

[1] Weibliche Dämonen, die ſich in Durgas Gefolge finden. S. Regiſter unter „Durga“.

[2] Als Laſttier.

an der Ganga gelegenen Dorfe. Wamadatta dachte: „Ein böses Weib im Hause eines vertrauensseligen Mannes ist wie eine Schlange, die im Grase verborgen liegt: denn beide bringen unabwendbares Verderben.“ Aus seinen Augen brachen Tränen hervor, und er war tief unglücklich. Die Last, die er zu tragen hatte, brachte ihn völlig von seinen Kräften, so daß er schließlich abmagerte bis auf die Knochen.

In diesem Zustande sah ihn eine Hexe. Infolge ihres übernatürlichen Wissens war ihr sogleich sein ganzes Abenteuer bekannt, und da sie Mitleid fühlte, besprengte sie ihn mit Zauberwasser und befreite ihn dadurch von seiner Büffelgestalt. Sie führte ihn in ihr Haus und vermählte ihm dort ihre jungfräuliche Tochter Kantimati („die Anmutige“). Dann gab sie ihm eine Anzahl Senfkörner, über die sie eine Zauberformel gemurmelt hatte, und sprach: „Wirf diese über dein erstes Weib, das so übel gehandelt; so wird es zur Stute werden.“

Wamadatta nahm die Senfkörner und machte sich mit seiner neuen Frau auf den Heimweg. Als er zu Hause ankam, schlug er zunächst den Hirten tot. Dann verwandelte er die Ehebrecherin mit Hilfe der Senfkörner in eine Stute und band sie im Stalle fest. Um aber seine Rache zu kühlen, machte er es sich zum Gesetze, ihr täglich sieben Stockhiebe zu verabreichen, bevor er sich zum Mahle setzte.

Während er nun mit seiner zweiten Gemahlin glücklich und zufrieden lebte, kam eines Tages ein Gast in sein Haus. Er lud ihn zur Mahlzeit ein, und der Gast streckte seine Hand schon nach den Speisen aus, als Wamadatta, bevor er noch einen Bissen genossen, plötzlich aufsprang und hinauseilte; denn es war ihm eben eingefallen, daß er seiner schlimmen Frau die täglichen Hiebe noch schuldig war. Nachdem er seine Schuld gewissenhaft getilgt, kehrte er zurück und ließ sich erleichterten Herzens die Speisen munden.

Verwundert und neugierig zugleich fragte ihn sein Gast: „Warum ließest du das Essen stehen, und wohin bist du so

eilig gegangen?" Da erzählte ihm Wamadatta von Anfang an die ganze Begebenheit. Der Gast aber erwiderte: „Was nützt dir dieses unverständliche Tun? An deiner Stelle würde ich deiner Schwiegermutter, die dich aus deiner Tiergestalt erlöst hat, deine Verehrung bezeigen; vielleicht kann sie dich zu einem höheren Wesen machen." Wamadatta leuchtete dies ein. Er versprach seinem Gaste, nach seiner Weisung zu handeln, und entließ ihn am nächsten Morgen mit den gebührenden Ehren.

Als nun eines Tages unerwartet Wamadattas Schwiegermutter zu Besuch kam, erwarb er sich durch sein liebenswürdiges Benehmen ihre Gunst und legte ihr seine dringende Bitte vor. Die mächtige Hexe ließ sich erbitten und lehrte ihn und seine Frau, nachdem sie die vorschriftsmäßigen Weihen vollzogen, wie man die das Leben verlängernde Wissenschaft erhält. Um diese zu erlangen, bestieg er den Berg der Sri[1] und machte sich diese Wissenschaft zu eigen. Als er dies getan, erschien sie ihm in leibhaftiger Gestalt und reichte ihm ein treffliches Schwert. Durch den Besitz desselben wurden er und seine Gemahlin edle Widjadhara[2] und lebten von nun an glücklich auf dem Gipfel des Malaja[3], der Silberhorn heißt, in einer herrlichen Stadt, die er durch die Macht seines Zaubers geschaffen.

(LXVIII, 33 ff.)

---

[1] S. Register.

[2] Widjadhara oder „Wissensträger" sind niedere Gottheiten von hoher Weisheit und mit übernatürlichen Kräften begabt.

[3] Ein Gebirge in Malabar.

Jasowarman.

Es gab in Indien einmal eine Stadt Kautukapura („Wunderstadt"). In dieser regierte König Goldreich, der seinen Namen mit Recht führte. In dieses Fürsten Dienste stand ein Kschatrija[1]-Jüngling, Jasowarman geheißen; und obgleich der König sonst sehr freigebig war: diesem gab er nie die geringste Gabe. Bat ihn der Jüngling in seiner Not um ein Geschenk, so zeigte der König immer nach der Sonne und sagte zu ihm: „Ich möchte dir wohl gern etwas geben; aber dieser Gott wünscht nicht, daß ich dir Gaben gewähre. Sprich selbst, was soll ich tun?"

Während nun der Jüngling betrübt dahin lebte und auf eine Gelegenheit wartete, kam die Zeit einer Sonnenfinsternis heran. Da ging Jasowarman, der dem König ohne Unterbrechung gedient hatte, zu diesem, der gerade reichliche und kostbare Gaben spendete, und sagte:

„Herr, gib mir eine Kleinigkeit, solange die Sonne, die dir nicht erlaubt, mir zu spenden, von ihrem Feinde verschlungen ist."[2]

Der König mußte lachen, und obgleich er schon viel verschenkt hatte, gab er seinem Diener Gewänder, Gold und andere wertvolle Dinge.

Aber diese Dinge hielten nur eine Zeitlang nach; bald waren sie aufgezehrt; und da der König ihm keine weiteren Gaben reichte, auch seine Frau inzwischen gestorben war, so ging Jasowarman betrübten Herzens zu der Göttin (Durga), die auf dem Windhja wohnt; denn er dachte: „Was gilt es mir, ob dieser Leib, der mir keinerlei Vorteil bietet, lebendig

[1] Die Kschatrija bilden die zweite Kaste der Inder, den Kriegsadel.
[2] Die Finsternisse entstehen dadurch, daß ein Dämon die Sonne oder den Mond verschlingt. Siehe das Register unter „Sonne".

oder tot ist? Ich will ihn aufgeben im Angesicht der Göttin, wenn ich von ihr nicht die Gnade erlange, die ich begehre."

Er ließ sich vor der Göttin[1] nieder auf einer Streu von Darbha-Gras, versenkte all sein Denken in sie und kasteite sich scharf, indem er sich jeglicher Nahrung enthielt.

Da erschien ihm die Göttin im Traume und sagte zu ihm: „Ich bin mit dir zufrieden, mein Sohn; sprich, was ich dir gewähren soll, Reichtum an Gut oder Reichtum an Genuß."

Jasowarman entgegnete: „Mir ist nicht recht klar, worin der Unterschied zwischen diesen beiden Reichtümern besteht."

Die Göttin sagte: „Nun denn! In deiner Vaterstadt leben zwei Kaufleute, Bhogawarman und Arthawarman. Zu diesen begib dich und betrachte dir ihren Reichtum. Dann überlege dir, ob dir der Reichtum des einen oder der des anderen mehr zusagt, und komme wieder. Um welchen du mich dann bittest, den will ich dir gewähren."

Kaum war Jasowarman am nächsten Morgen erwacht, so stärkte er sich durch Speise und machte sich auf den Weg nach seiner Heimat. Als er in Kautukapura angekommen war, begab er sich zunächst nach dem Palaste Arthawarmans, der durch seine Handelsgeschäfte einen unermeßlichen Reichtum an Gold, edlem Gestein und anderen Dingen erworben hatte. Jasowarman sah diesen Wohlstand, machte dem Kaufmann in aller Form seine Aufwartung, ward von ihm gastlich aufgenommen und zum Mahle geladen. Er saß an der Seite seines Wirtes und speiste die köstlichsten Gerichte, die man einem Gaste bietet, an denen Butter und Fleischbrühen nicht gespart waren. Arthawarman selbst aß nur Gerstengraupen mit einem Löffel voll zerlassener Butter und ein klein wenig Reis mit einem geringen Zusatz von Fleischbrühe.

Jasowarman fragte ihn neugierig: „Warum speisest du so wenig?" Der Handelsherr entgegnete: „Mit Rücksicht auf

[1] D. h. natürlich vor ihrem Standbild im Tempel.

dich habe ich heute etwas Reis mit Fleischbrühe und einen Löffel Butter mit Gerstengraupen genossen; sonst genieße ich von der Butter nur den vierten Teil und dazu die Graupen, weiter nichts. Denn ich habe einen schlechten Magen, der nicht mehr verdauen kann."

Als Jasowarman dies hörte, ward er nachdenklich und kam endlich mit sich dahin überein, daß der Reichtum Arthawarmans nicht der rechte sei, da er keinen Genuß gewähre.

Am Abend ließ dann der Kaufmann wieder Reis und Milch für seinen Gast bringen, und wieder aß Jasowarman, solange es ihm schmeckte; Arthawarman dagegen trank nur ein klein wenig Milch. Dann bereiteten beide in demselben Zimmer ihr Lager und schliefen allmählich ein.

Mitten in der Nacht hatte Jasowarman einen sonderbaren Traum. Er sah, wie ein paar entsetzliche Männer in das Gemach traten, mit Knütteln in ihren Händen, die Arthawarman zornig zuriefen: „Wehe! Warum hast du heute mehr Butter gegessen als die geringe Menge, die dir gestattet ist? Auch Fleischbrühe und Milch hast du genossen?" Dann zogen sie Arthawarman an seinen Füßen und schlugen ihn mit ihren Stöcken windelweich. Und was er an Butter, an Milch, an Fleisch und Reis zu viel genossen hatte, das zogen sie ihm aus seinem Leibe wieder heraus.

Bei diesem Anblick fuhr Jasowarman aus dem Schlafe, und als er um sich blickte, da sah er, wie Arthawarman gleichfalls erwacht war, und wie er einen heftigen Anfall von Kolik bekam. Der Kranke schrie vor Schmerz und ließ sich von seinen herbeieilenden Dienern den Leib massieren, und was er zu viel verzehrt, das mußte er wieder von sich geben.

Als Arthawarman sich von diesem Anfall erholt hatte, dachte Jasowarman: „Ich danke für einen Reichtum an Gut, wenn das der Genuß ist, den er bietet!"

Mit solchen Gedanken im Herzen verbrachte er die Nacht.

Am Morgen verabschiedete er sich von Arthawarman und

begab sich nach des Kaufmanns Bhogawarman Haus. Auch bei diesem sprach er in aller Form vor, ward höflich aufgenommen und für den Tag zu Gaste gebeten. Doch nirgends konnte er bei dem Kaufmann etwas von Schätzen erspähen. Was er aber sah, das war ein schönes Haus und hübsche Gewänder und Schmucksachen. Während Jasowarman bei ihm weilte, ging Bhogawarman seinen Geschäften nach. Von dem einen entnahm er Waren, die er sofort an einen anderen wieder absetzte, und ohne daß er selbst Vermögen besessen hätte, flossen ihm inzwischen die Dinare[1] zu. Da kam plötzlich ein Freund des Kaufmanns herein und sagte zu ihm:

„Unser Mahl ist bereit, steh auf und komm! Wir wollen schmausen! Andere Freunde sind schon versammelt und warten nur noch auf dich." Als Bhogawarman einwandte, heute könne er nicht kommen, weil er selbst einen Gast im Hause habe, sagte der Freund: „So bring doch deinen Gast mit dir. Warum sollte er nicht auch unser Freund sein? Steh nur schnell auf und komm!"

Kurz, der Freund ließ nicht nach und nahm ihn samt seinem Gaste mit, und diese beiden labten sich an einer trefflichen Mahlzeit, bei der auch der Wein nicht mangelte. Gegen Abend kehrte Jasowarman mit seinem Wirte nach dessen Haus zurück, und dort gab es abermals treffliche Speisen und Getränke.

Als es Nacht geworden, fragte Bhogawarman seine Leute: „Haben wir denn auch noch genug Wein für die Nacht?" Und als die Frage verneint ward, rief er: „Sollten wir die Nacht mit Wassertrinken beschließen?" und ging zu Bett.

Jasowarman schlief an seiner Seite, und wieder hatte er einen Traum. Er sah zwei oder drei Männer ins Zimmer treten, und hinter diesen kamen noch andere. Die zuletzt Kommenden hatten Knüttel in den Händen, schlugen auf die

[1] S. oben S. 5, Anm. 1.

Vorangehenden damit ein und riefen zornig: „Warum habt ihr für den Reſt der Nacht nicht an Bhogawarmans Wein gedacht? Wo habt ihr Schlingel denn geſteckt?“ Die Geſchlagenen baten um Verzeihung, indem ſie verſicherten, das ſolle nicht wieder vorkommen, und darauf verließen ſie mit den anderen das Gemach.

Als Jaſowarman nach dieſem Traum erwachte, dachte er: „Bhogawarmans Reichtum iſt der rechte, der Reichtum an Genüſſen, die völlig unverhofft herbeiſtrömen, und nicht der Reichtum an Geld, den Arthawarman beſitzt, der trotz der Fülle, die ihn umgibt, zu keinem Genuſſe kommt.“ Unter derartigen Gedanken verbrachte er die Nacht. Am nächſten Morgen nahm er von ſeinem trefflichen Wirte Abſchied und zog wieder nach dem Windhja, um ſich der dort wohnenden Göttin zu Füßen zu werfen. Wieder kaſteite er ſich, und wieder erſchien ſie ihm im Traume. Da wählte er von den genannten beiden Reichtümern den Reichtum an Genuß, und die Göttin gewährte ihm ſeine Bitte.

(LIV, 152 ff.)

Fruchtreich.

Im Lande Padma wohnte einſt ein trefflicher, berühmter Brahman, Namens Agnidatta, im Genuſſe des Grundbeſitzes, den der König ihn verliehen hatte[1]. Er beſaß zwei Söhne, von denen der ältere Somadatta hieß, der jüngere aber Waiſwanaradatta.

Der ältere war ſchön von Geſtalt, aber dumm und un-

[1] Vgl. oben S. 18, Anm. 3.

gezogen; der andere war kenntnisreich und bescheiden und liebte die Wissenschaft.

Beide vermählten sich, und als ihr Vater gestorben war, teilten sie sich brüderlich in den Grundbesitz und alles übrige Gut, das er ihnen hinterlassen hatte. Der jüngste ward vom Könige hoch geehrt; Somadatta aber, der ältere, folgte seinem unruhigen Geiste und ward ein Kriegsmann.

Einstmals sah ein Brahman, ein Freund des verstorbenen Vaters, wie Somadatta sich mit einigen Leuten der Sudrakaste[1] unterhielt, und darum sagte er: „Du Tor bist Agnidattas Sohn und beträgst dich wie ein Sudra! Schämst du dich nicht, wenn du auf deinen eigenen jüngeren Bruder blickst und siehst, wie ihn sein König ehrt?"

Als aber Somadatta dies vernahm, vergaß er in seinem Zorne aller seiner Würde, drang auf den Brahmanen ein und versetzte ihm einen Fußtritt. Der Brahman, aufgebracht über diese Beschimpfung, rief andere Leute seiner Kaste zu Zeugen an, die den Vorgang gesehen hatten, und verklagte den Jüngling beim Könige. Also sandte der König Soldaten, ihn zu binden. Als diese aber ausgingen, den Befehl zu erfüllen, wurden sie von Somadattas Freunden, die sich bewaffnet hatten, getötet.

Darauf schickte der König eine stärkere Mannschaft aus, und als es dieser gelungen war, den Anführer zu fesseln, befahl er, zorngeblendet, ihn zu pfählen[2].

Doch kaum war der Brahman auf den Pfahl[3] gehoben

---

[1] Die Sudra bilden die niedrigste Kaste. S. Register unter „Kaste".

[2] „Zorngeblendet" ist der König, weil er nach dem Gesetze keinen Brahmanen hinrichten lassen darf. Für die schwersten Verbrechen darf der Brahman nur des Landes verwiesen und seiner Güter beraubt werden.

[3] Das Pfählen, bei dem der Verbrecher auf einen spitzen Pfahl gesetzt wird, der ihm infolge der Körperschwere allmählich in den Leib dringt, ist eine Todesstrafe, zu der schwere Verbrecher häufig verurteilt werden.

worden, so fiel er, wie von einer unsichtbaren Hand gestoßen, auch schon wieder herab. Und weil das Schicksal denjenigen schützt, dem es Glück beschieden hat, so erblindeten die Henker, als sie ihn wieder emporheben wollten.

Dem Könige ward von dem Vorgang Bericht erstattet, und da der jüngere Bruder des Verurteilten für diesen bat, so ließ der Fürst sich erweichen und begnadigte ihn.

Obwohl der Mann nun von der Todesstrafe erlöst war, so lastete auf ihm doch die Verachtung seines Herrn, und darum wollte er mit seinem Weibe in die Fremde ziehen. Alle seine Verwandten kamen indessen zusammen und widersetzten sich dieser Absicht, und darum erhielt er die Erlaubnis, zu bleiben, mußte aber seine Hälfte von dem Grundbesitze, mit dem der König seinen Vater belehnt hatte, herausgeben.

Weil ihm nun kein anderer Erwerbszweig übrig blieb, so entschloß er sich, das Feld zu bestellen; und so ging er denn an einem Glückstage[1] in den Wald, sich ein geeignetes Grundstück auszusuchen. Wirklich fand er ein schönes Stück Land, das reiche Ernte zu tragen versprach, und mitten auf demselben gewahrte er einen mächtigen Feigenbaum. Dieser spendete Kühlung, indem er die Strahlen der Sonne verdeckte, gleich dem Schatten einer wohltätigen Wolke, und so erschien er ihm wie die Regenzeit selbst[2] und erfüllte den angehenden Ackersmann mit frohem Mut, so daß er sagte: „Dem Schutzgott dieses Landes will ich dienen," und indem er ihm seine Rechte zukehrte, umwandelte er den Baum und neigte sich vor ihm[3].

---

[1] Da die Inder sehr abergläubisch sind, unternehmen sie nichts an Tagen und Stunden, die nicht als glückverheißend gelten. Infolgedessen blüht in Indien das Gewerbe der Astrologen.

[2] Der Njagrodha-Baum (Ficus Indica) gehört zu den mächtigsten Bäumen. Seine Krone erscheint nicht wie eine einzelne Wolke, sondern wie die Regenzeit selbst, in der der ganze Himmel mit schwarzen Gewitterwolken überzogen ist.

[3] Wenn man jemand eine besondere Ehre erweisen will, so geht

Hierauf weihte er das Land, spannte zwei Stiere vor seinen Pflug, spendete dem Baume eine Opfergabe und begann zu pflügen. Tag und Nacht aber weilte er unter dem Baume, und seine Hausfrau brachte ihm regelmäßig das Essen heraus.

Ungestört reifte die Saat: da aber wollte es das Schicksal, daß die Leute eines fremden Reiches einfielen und das Land plünderten; und als des Feindes Streitmacht abgezogen und das Getreide vernichtet war, da tröstete der Brahman mutig sein weinendes Weib und erntete das Wenige, was ihm geblieben war. Dann aber opferte er, wie vorher, und blieb unter demselben Baume. Denn darin eben besteht das Wesen der Mutigen, daß sie im Unglück doppelt standhaft sind.

Als er nun einst in der Nacht ganz allein unter dem Baume wachte, weil die Sorge ihm den Schlaf verscheuchte, hörte er eine Stimme aus dem Baume, die also zu ihm redete:

„Ich bin mit dir zufrieden, Somadatta; höre, was ich dir verkünde: geh in das Reich des Königs Sonnenglanz von Srikantha, weiche nicht von der Schwelle seines Palastes, und sprich, wenn du um die Dämmerstunde gebetet, wie es das Feueropfer erheischt[1]:

Bin ein Brahman, Fruchtreich geheißen;
Vernehmt mein Wort mit reinem Mut:
Wer Gutes tut, wird Gutes ernten,
Und Böses, wer da Böses tut.

Du wirst großen Reichtum erwerben, wenn du also redest.

---

man in der angegebenen Weise um ihn herum. In dem Baume vermutet der Brahman die Gegenwart einer Gottheit. Vgl. Einleitung S. XVIII.

[1] Das Feueropfer wird Agni, dem Feuergott, allabendlich dargebracht und besteht aus Milch, Öl und anderen Gaben, die man ins Feuer wirft.

Empfange von mir die heiligen Worte des Abendopfers, und wisse, daß ich ein Jakscha[1] bin."

Also sprach die Stimme. Und durch seine Göttermacht verlieh der Jakscha ihm die Gebete des Agni-Opfers, das in der Dämmerung gefeiert wird, und verschwand im Feigenbaum.

Am nächsten Morgen machte sich Somadatta oder, wie der Jakscha ihn genannt, Fruchtreich, mit seiner Frau zufrieden auf den Weg. Nachdem er durch viele unwegsame Wälder gewandert war, die in ihrem Aussehen wechselten wie die Schläge des Unglücks, kam er nach Srikantha. Dort begab er sich an den Palast des Königs, betete den Abendsegen und sagte dann:

Bin ein Brahman, Fruchtreich geheißen;
Vernehmt mein Wort mit reinem Mut:
Wer Gutes tut, wird Gutes ernten,
Und Böses, wer da Böses tut.

Und alle Welt wunderte sich ob seiner Worte.

Als er dasselbe nun alle Abende sprach, hörte König Sonnenglanz davon, und neugierig ließ er Fruchtreich kommen. Der Brahman trat vor ihn hin, sagte aber immer nur dieselben Worte, und der König mit allen, die ihm zur Seite standen, mußten darüber lachen. Er und die um ihn versammelten Fürsten spendeten ihm Gewänder und Schmuck und einige Dörfer[2]: denn wer den Großen dieser Welt eine Freude bereitet, bleibt nicht unbelohnt. Und so erlangte Fruchtreich, der so arm geworden, durch die Zuneigung des Jakscha in einem Augenblicke großen Reichtum, den ihm der König schenkte. Da er immer wieder sein Sprüchlein hersagte, erwarb er sich

---

[1] Vgl. oben S. 9, Anm. 1. Der Jakscha muß dem Brahmanen die Worte des Abendopfers inspirieren, weil dieser leider, wie eingangs der Erzählung bemerkt, die Weden nicht studiert hat.

[2] S. oben S. 18, Anm. 3.

die Gunst des Fürsten; denn der Sinn der Fürsten findet Freude an lustigem Zeitvertreib. Und da er einmal des Königs Liebling war, so konnte es nicht fehlen, daß er bald auch im ganzen Palast, bei den königlichen Frauen und im ganzen Lande geliebt und geachtet war[1].

Einst hatte König Sonnenglanz gejagt und kam aus dem Walde sogleich in den Frauenpalast. Der Türhüter schien ihm sehr bestürzt zu sein; darum schöpfte der Fürst Verdacht und trat sofort ein. Da sah er, wie die Königin Lotusband eifrig mit der Verehrung einer Gottheit beschäftigt war. Sie war entkleidet, hatte ihr Haar aufgebunden, und ihre Augen waren geschlossen. Mit roter Mennige hatte sie sich ein Stirnzeichen gemalt[2], und ihre zuckenden Lippen murmelten Gebete. Mit verschiedenen Farben hatte sie große Kreise gezogen, in deren Mitte sie stand; und entsetzliche Opfergaben hatte sie aufgestellt: Blut, Wein und große Stücke Fleisches.

Durch des Königs Eintritt war sie sehr bestürzt, und schnell raffte sie ihr Kleid auf. Er fragte sie, was das alles zu bedeuten habe, und als er ihr Straflosigkeit zugesichert, sagte sie nach einigen Augenblicken des Zögerns:

„Zu deinem Wohle nur habe ich diesen Gottesdienst veranstaltet. So höre denn, wie ich zu der Wissenschaft und Zauberkunst gekommen bin.

Als ich noch ein Mädchen war in meines Vaters Hause, erging ich mich einst zusammen mit meinen Freundinnen gelegentlich des großen Frühlingsfestes in unserem Parke; und meine Gespielinnen sagten:

---

[1] Er wird also gewissermaßen als Hofnarr und Vertrauter des Fürsten gehalten, ganz wie ungelehrte Brahmanen im indischen Drama regelmäßig diese Rolle spielen.

[2] Durch derartige Zeichen gibt der Inder zu erkennen, welcher Gottheit er besonders ergeben ist. Die Königin opfert der Durga, der schrecklichen Gemahlin Siwas.

„In diesem Lusthain steht inmitten eines Kreises von Bäumen ein Standbild des gnadenreichen Gottes der Götter, der alle Hindernisse überwindet, und dessen Macht schon oft erprobt ist[1]. Vor diesen tritt und preise ihn mit einem frommen Gebet; denn er erfüllt an ihn gerichtete Bitten. Dann wirst du schnell und ohne Hindernis einen Gatten erlangen, der deiner würdig ist." Ich fragte in meiner Einfalt: „Bekommen doch die Mädchen alle einen Mann! Was brauche ich da erst noch zu dem Gotte zu beten?" Die Freundinnen aber sprachen: „Wie kannst du nur so reden! Keiner darf hienieden auf einen Erfolg rechnen, der nicht vorher zu Ganesa gebetet."

So ging ich denn auf meiner Freundinnen Rat zu dem Könige der Hindernisse, der an einem Ende des Haines stand, und betete ihn an. Doch als ich geendet, sah ich meine Freundinnen emporsteigen und am weiten Himmelsraum umherfliegen infolge ihrer Zauberkunde. Bei diesem Anblick ward ich neugierig, rief sie aus der Luft herab, und als sie herniedergestiegen waren, fragte ich sie nach der Art ihrer Zauberkunst, und alsobald berichteten sie:

„Diese übernatürliche Hexenmacht kann man durch den Genuß von Menschenfleisch erlangen; eine Brahmanin Namens Todesnacht hat sie uns gelehrt."

Die Worte meiner Freundinnen riefen in mir das Verlangen wach nach dem Zauber, der mir die Pfade der Lüfte erschließen konnte; da ich mich aber vor dem Genuß des Menschenfleisches scheute, so war ich einen Augenblick darüber unschlüssig, was ich tun sollte. Das Verlangen nach dem Zauber ward aber schließlich allzustark in mir, und darum sagte ich zu meinen Freundinnen: „Gebet auch mir diese Unterweisung!"

Sogleich gingen sie alle auf meine Bitten davon und brachten jene Brahmanin an diesen Ort. Grauenerregend war

[1] Ganesa, der Sohn Siwas, zugleich der Gott der Weisheit.

ihre Gestalt. Ihre Brauen waren in eins verwachsen, und gläsern waren ihre Augen. Sie hatte eine niedrige, platte Nase, dicke Backen, häßlich geschwollene Lippen, vorstehende Zähne und einen langen Hals. Ihre Brüste hingen lang herab, ihr Bauch war dick, ihre Füße waren breit und geschwollen. Es war, als hätte der Schöpfer die Absicht gehabt, an ihr zu zeigen, wie weit seine Geschicklichkeit in der Bildung des Häßlichen ginge. Dieses Weib befahl mir, ihm zu Füßen zu fallen, zu baden, zu Ganesa zu beten und entkleidet in einem Zauberkreis dem Bhairawa (Siwa in seiner schrecklichen Gestalt) eine entsetzliche Verehrung zu bezeugen. Dann besprengte sie mich mit Wasser, lehrte mich alle ihre Zauberformeln und gab mir von dem Menschenfleisch zu essen, das sie dem Gott als Opfergabe dargebracht.

Als ich all die Zaubersprüche erfaßt und eine Menge Menschenfleisch verzehrt hatte, flog ich mit meinen Freundinnen unbekleidet in den Himmelsraum empor. Da oben trieben wir allerhand Kurzweil; dann stiegen wir auf Befehl unserer Meisterin wieder herab, und ich kehrte in meinen Mädchenpalast zurück. So ward ich schon in meinen Mädchenjahren Hexenkönigin. Wir vereinigten uns dort und verzehrten viele Männer.

Du hast mich jetzt überrascht, als ich zu deinem Besten eine Beschwörung vornahm und durch einen Zauberspruch einen Mann als Opfergabe herbeiziehen wollte[1]. So tritt denn auch du unserer Lebensweise bei und setze deinen Fuß auf der Könige Haupt, wenn du sie durch Anwendung deiner Zauberkunst besiegt hast."

Als der König dies vernommen, wehrte er ab und sagte: „Wie vertrüge sich der Genuß von Menschenfleisch bei Hexenlebensweise mit der Königswürde?" Die Königin aber drohte,

---

[1] Die Zaubersprüche ziehen einen Menschen willenlos heran und bringen ihn völlig in die Gewalt des Opfernden.

sich das Leben zu nehmen; da gab er nach. Denn wie könnte ein Mensch auf dem rechten Pfade bleiben, wenn er den Lockungen der Sinne folgt?

Die Königin ließ ihn also in den Kreis treten, den sie vorher geweiht, und als der günstige Augenblick gekommen[1], sagte sie zum König:

„Den Brahmanen Fruchtreich, der dir immer zur Seite weilt, habe ich beschlossen herbeizuziehen, um ihn zu opfern. Doch ist diese Herbeiziehung schwierig. Besser, wir weihen irgend einen Koch in diese Lebensweise ein, damit er selbst ihn töte und auch koche. Laß dich kein Mitleid rühren. Denn wenn wir von seines Fleisches Opfergabe essen, wird uns am Ende der Beschwörung die vollständige Zaubermacht werden. Ist er doch der Besten einer[2]."

Bei diesen Worten seines Weibes graute den König zwar vor der Sünde; indessen gab er auch dazu seine Einwilligung. Was hat diese fluchwürdige Willfährigkeit gegen die Weiber nicht schon alles verschuldet!

Also ließen die beiden einen Koch kommen, Namens Sahasika („grausam"). Diesen gewannen sie, indem sie ihn weihten, und sagten dann zu ihm: „Wenn jemand zu dir kommt und spricht: ‚Der König und die Königin begehren gleich zu speisen; darum richte schnell die Mahlzeit her!' so töte ihn. Aus seinem Fleisch aber bereite uns morgen früh heimlich ein würziges Mahl!"

Der Koch versprach's und ging.

Sobald der König am nächsten Morgen den Brahmanen Fruchtreich sah, redete er ihn an und sprach: „Geh zu dem Koch Sahasika in die Küche und sage zu ihm: ‚Der König und die Königin begehren, ein würziges Mahl zu speisen; darum spute dich und bereite ein gutes Gericht.'"

---

[1] Siehe S. 28, Anm. 1.

[2] Als Brahman. Siehe Register unter „Kaste".

Fruchtreich gehorchte und ging; kaum aber war er aus dem Zimmer, da kam des Königs Söhnchen Mondglanz und sagte zu ihm: „Laß mir aus diesem Golde gleich zwei Spangen machen, wie du sie neulich meinem Vater hast verfertigen lassen.“

Fruchtreich tat, wie ihm der Prinz geheißen und ging zu einem Goldschmied, die Ringe zu besorgen. Der Prinz dagegen nahm es auf sich, des Königs Botschaft auszurichten, die ihm der Brahman gesagt, und ging ohne Begleitung in die Küche. Doch kaum hatte er den Auftrag überbracht, so packte ihn der Koch verblendeten Sinnes und stach ihn sofort mit einem Messer tot. Aus seinem Fleische bereitete er die Speise, und der König und die Königin brachten sie als Opfergabe dar und aßen davon, ohne den Zusammenhang zu ahnen.

In bitterer Reue verbrachte der König die Nacht. Da sah er am folgenden Morgen den Brahmanen mit den beiden Spangen kommen. Bestürzt und hastig fragte er ihn, was das zu bedeuten habe, und der andere berichtete ihm, was er wußte. Da fiel der König sogleich zu Boden. Dann brach er in Tränen aus und beweinte das Schicksal seines Sohnes, und fluchte sich und seinem Weibe.

Seinen Ministern aber, die ihn nach der Ursache seines Kummers fragten, erzählte er die ganze schreckliche Wahrheit. Dann sagte er den Spruch, den Fruchtreich täglich im Munde führte:

„Wer Gutes tut, wird Gutes ernten,
Und Böses, wer da Böses tut.“

„Wie ein Ball, den wir an die Wand werfen, immer zu uns zurückkommt, so fällt das Böse stets auf uns zurück, das wir einem andern zuzufügen gedachten. Wir Sünder wollten einen Brahmanen ermorden, und unser eigner Sohn fiel uns zum Opfer, und sein Fleisch ward uns zur Speise.“

So sprach der König, seine Minister mahnend, die gesenkten Hauptes vor ihm standen. Dann salbte er, da er keinen

anderen Sohn beſaß, den Brahmanen Fruchtreich zum König in ſeinem Reiche, ſpendete viele Gaben und beſtieg mit ſeiner Gemahlin den Scheiterhaufen, um im Feuer ſeine Schuld zu ſühnen. Der Reue Feuer hatte ihn bereits verzehrt. Fruchtreich hingegen ward König und herrſchte über die Erde.

(XX, 7 ff.)

Wie Jama von einem Spieler betrogen ward[1].

In einem früheren Weltalter lebte irgendwo ein Spieler, der Spiel und Betrug trefflich zu vereinigen wußte. Als dieſer ins Jenſeits gekommen war, ſagte der König des Geſetzes[2] zu ihm: „Infolge deiner Sünden wirſt du ein Weltalter lang die Hölle beziehen. Weil du aber eines Tages einem die Allſeele kennenden Brahmanen ein Goldſtück geſpendet haſt, ſollſt du einen Tag lang die Würde des Götterkönigs bekleiden. Entſcheide dich alſo, ob du zuerſt die Hölle genießen willſt, oder die Würde Indras."[3] Der Spieler ſagte: „Laß mich erſt die Indra-Würde genießen."

Alſo ward der Spieler vom Geſetzeskönig in den Himmel

---

[1] Dieſe Erzählung iſt ſicherlich von einem Buddhiſten oder Dſchiniſten geſchrieben, der die brahmaniſchen Götter verhöhnen will. Vgl. unten S. 50.

[2] Jama, der erſte Menſch, der geſtorben, der Richter und König der Toten. Sein Sekretär iſt der ſpäter erwähnte Tſchitragupta.

[3] Indra unterſteht der Dreiheit Brahman-Wiſchnu-Siwa, iſt aber der König der übrigen Götter.

geſchickt, und die Götter ſalbten ihn zum Herrſcher über ſich, indem ſie Indra auf einen Tag abſetzten.

Kaum war der Spieler Götterkönig geworden, ſo ließ er alle ihm befreundeten Spieler heraufholen, ebenſo die Damen, die ihm das Leben verſüßt hatten, und da er ja nur zu gebieten brauchte, ſo befahl er den Göttern: „Führet uns alle augenblicklich nach allen heiligen Badeplätzen[1], den himmliſchen und den auf allen ſieben Erdteilen gelegenen irdiſchen, und badet uns daſelbſt. Sodann gehet noch heute ein in die Leiber aller Könige auf Erden und ſpendet unaufhörlich die beſten Geſchenke für unſer Heil[2]."

Die Götter mußten dem Befehl gehorchen und taten alles, was er befohlen. Der Schatz der guten Werke, den der ſchlaue Burſche dadurch erwarb, war ſo groß, daß er alle Sünden desſelben vernichtete, und dem Spieler dadurch die Indra-Würde für alle Zeiten ſicherte. Seine Freunde aber und die genannten Damen, die er hatte in den Himmel holen laſſen, wurden durch ſeine Gnade unſterblich, und alle ihre Sünden waren getilgt.

Am nächſten Tage meldete Tſchitragupta dem König des Geſetzes, wie der Spieler durch ſeine Klugheit ſich die Würde des Götterkönigs unerſchütterlich geſichert hatte. Da verharrte Jama eine Zeitlang in wortloſem Sinnen; dann aber mußte er lachen und rief: „Verflucht! da hat uns der Spieler übers Ohr gehauen!"

(CXXI, 188 ff.)

---

[1] Die Wallfahrt zu heiligen Badeplätzen iſt ein religiöſes Verdienſt, das die Sünden tilgt. Auch im Himmel gibt es ſolche, da die Götter genau ſo leben, wie die Menſchen.

[2] Auch die Wohltätigkeit gehört zu den ſündentilgenden guten Werken.

Der falſche Miniſter.

In einer Stadt des Dekkans lebte ein König, und in ſeinem Reiche befand ſich ein Schwindler, der davon lebte, daß er andere betrog. Doch da ſeine Habſucht ſehr groß war, ſo war er unzufrieden mit dem, was er bisher erworben, und dachte: „Was nützt mir alle meine Verſchlagenheit, wenn ſie mir nur die Mahlzeiten und die ſonſtigen Bedürfniſſe des Lebens verſchafft? Warum lege ich es denn nicht darauf an, mir ein großes Vermögen zu erwerben?“ Und ſofort ging er daran, den Verſuch zu wagen. Er legte ein ſehr feines Gewand an, wie es reiche Handelsherren zu tragen pflegen, begab ſich nach dem Königsſchloſſe und ging auf den Türſteher zu. Dieſer ließ ihn paſſieren, und als er drin war, trat er mit einem Geſchenk vor den König[1] und ſagte zu ihm, er habe ihm unter vier Augen eine Mitteilung zu machen. Der König, durch das noble Auftreten betört und durch das reiche Geſchenk gewonnen, bewilligte die Audienz und ließ ſeine Umgebung abtreten. Als die beiden allein waren, ſagte der Schelm: „Majeſtät, gewähret mir die Gnade, täglich im Audienzſaal in aller Gegenwart mich auf die Seite zu nehmen und ein Weilchen mit mir zu plaudern. Dafür will ich euch alle Tage fünfhundert Dinare[2] verehren, ohne eine Gegenleiſtung zu beanſpruchen.“ Der König dachte: „Was kann's ſchaden? Trägt er doch nichts hinaus, ſondern bringt mir im Gegenteil täglich klingende Münze. Mit einem reichen Handelsherrn zu plaudern, deſſen brauche ich mich doch nicht zu ſchämen.“ Alſo gewährte er ihm ſeine Bitte; und der andere brachte ihm Tag für Tag ſeine Dinare.

---

[1] Niemand darf ohne Geſchenk vor den König treten. Arme Leute, Büßer uſw. müſſen ihm wenigſtens eine Frucht reichen.

[2] Siehe oben S. 5, Anm. 1.

Die Leute aber, die das ſahen, glaubten, der Schelm ſei zu des Königs Miniſter avanciert.

Einſt nun, während er ſich wieder mit dem Könige unterhielt, ſah er abſichtlich immerwieder einem und demſelben Beamten ins Geſicht. Als er den Audienzſaal verlaſſen hatte, ging ihm der Beamte nach und fragte ihn nach der Urſache dieſes Benehmens. Da ſagte der Schwindler zu ihm in frei erfundener Lügenrede: „Der König iſt ſehr aufgebracht gegen dich, weil er glaubt, daß du ſein Land geplündert haſt[1]; deswegen hab' ich dir ins Geſicht geſchaut; ich will ihn aber beruhigen." Dieſe Mitteilung des angeblichen Miniſters verſetzte den Beamten in große Beſtürzung; er ging nach Hauſe und ſandte jenem tauſend Goldſtücke. Der Schelm aber plauderte am nächſten Tage wieder in derſelben Weiſe mit dem König, und als er den Audienzſaal verlaſſen, ſagte er zu dem Beamten, der ihn aufſuchte: „Durch kluge Worte hab' ich den König beſänftigt. Du kannſt nun wieder ruhig ſein, ich will dich jetzt in allen Fährlichkeiten ſchützen." So brachte er durch ſeine Klugheit den Beamten in ſeine Gewalt; denn dieſer war ihm von Stund' ab gefällig und dienſtbar, wo er nur konnte.

Und ſo ging's weiter. Mit allen möglichen Ränken gewann der verſchmitzte Burſche nach und nach von allen Beamten, von Königen, Königsſöhnen[2] und Dienern, wo er es nur fand, ein Vermögen von 50 000 000 Goldſtücken dadurch, daß er ſich — mit ſeiner Majeſtät täglich ein paar Minuten unterhielt.

Da ſagte der Schelmenminiſter heimlich zum König: „Obgleich ich Eurer Majeſtät täglich fünfhundert Dinare verehrt,

---

[1] Es kam nicht ſelten vor, daß in Indien, wie es ja zu unſerer Zeit noch in Italien vorgekommen iſt, höhere Beamte, Ortsvorſtände uſw. Räuberbanden begünſtigten und den Gewinn mit ihnen teilten.

[2] „Königsſöhne" (Radſchputen) hießen und heißen noch gewiſſe Adelsgeſchlechter, die bei Fürſten Kriegsdienſte tun.

habe ich durch dero Gnade 50000000 Goldstücke erworben. So geruhet denn, dieses Euer Gold entgegenzunehmen; denn was hab' ich damit zu schaffen?" Dann bot er vor aller Augen das Gold dem Könige, der sich aber kaum dazu bewegen ließ, auch nur die Hälfte dieses Vermögens anzunehmen. Für diese Gabe aber lohnte den klugen Mann seines Fürsten Gnade; denn er ward zum Kanzler ernannt. Dafür huldigte er, da er nun im Glücke saß, auch dem Könige wiederum mit Geschenken und Lustbarkeiten aller Art.

(LXVI, 110.)

Der geprellte Hofkaplan.

Es gibt eine treffliche Stadt, die mit Recht den Namen Ratnapura („Juwelenstadt") führt. In dieser wohnten einst zwei Schwindler, von denen der eine Siwa, der andere Madhawa hieß. Sie hatten sich mit einer großen Menge anderer Schelmen umgeben, und mit Hilfe unendlicher Kniffe und Pfiffe brachten sie die Reichen der Stadt um ihr Geld. Eines Tages steckten die beiden ihre Köpfe zusammen, und einer sagte zum andern: „Wir haben nun diese ganze Stadt geplündert; so wollen wir denn gehen und unseren Wohnsitz nach Udschdschajini[1] verlegen. Dort soll nämlich ein steinreicher Mann wohnen, der Hofkaplan des Königs (Sankaraswamin heißt der Gute). Wenn wir den um seine Gelder bringen, dann haben wir die Mittel, die Reize der schönsten Frauen Malawas zu prüfen. Unter den Brahmanen ist er als Geizhals verschrieen, weil er ihnen immer nur die Hälfte des Opfer-

[1] Hauptstadt von Malwa, heute Ougein.

lohnes[1] gibt, und die noch mit saurem Gesicht. Er selbst aber hat sieben Töpfe voll Gold. Dazu kommt, daß er eine einzige Tochter hat, eine Perle von einem Mädchen; die wollen wir ihm bei dieser Gelegenheit mit abnehmen."

Kaum hatten sie diesen Entschluß gefaßt, da stand auch schon ihr Plan fest, und die Gauner Siwa und Madhawa verließen die Stadt. Madhawa hatte sich als Radschput[2] verkleidet, und als sie endlich nach Udschdschajini kamen, da blieb er mit seinen Leuten in einem Dorfe vor der Stadt. Siwa dagegen, der in allerlei Trug Gewandte, hatte sich ganz das Äußere eines ehelosen Brahmanen[3] gegeben und ging allein voraus in die Residenz. Dort baute er sich eine Hütte hart am Ufer der Sipra und brachte in ihr — aber so, daß es alle sehen mußten — Ton, Darbha-Gras, einen Almosenkrug und ein Gazellenfell unter[4]. Wenn die Dämmerung kam, bestrich er regelmäßig seinen Leib mit dickem Ton, als wollte er schon jetzt vor Augen führen, wie er sich einst im Schmutze des Höllenpfuhles wälzen würde. Dann stieg er ins Wasser und verharrte darin möglichst lange gesenkten Hauptes, als wollte er bereits seinen Abstieg zur Hölle einstudieren, dem er infolge seiner Übeltaten ja nicht entgehen konnte. Wenn er dem Bade entstiegen, stellte er sich eine lange Zeit hin und sah mit dem Gesicht hinauf in die Sonne, als wollte er damit andeuten, daß er eigentlich auf den Pfahl gehöre[5]. Endlich

---

[1] Bei einem Opfer sind mehrere Priester nötig. Der Hofkaplan erhält den Gesamtlohn zur Auszahlung.

[2] Siehe oben S. 39, Anm. 2.

[3] Eines heimatlosen Büßers also.

[4] Der Ton dient zum Bestreichen des Körpers. Darbha-Gras ist zu allen Opferhandlungen erforderlich. Das Fell einer schwarzen Antilope dient den siwaitischen Büßern als Sitz und Lager. Der Krug ist dazu bestimmt, die Nahrung aufzunehmen, die der Büßer sich erbetteln muß.

[5] Starr in die Sonne zu sehen ist eine häufige Art der Kasteiung. Die Pfählung wird an schweren Verbrechern in der Art vorgenommen,

nahte er, mit einem Bündel Kuſa-Gras in der Hand, dem Gotte und nahm den Lotusſitz[1] ein. Und mit geheuchelter Inbrunſt, die er meiſterhaft auf ſeinem Geſichte auszudrücken wußte, murmelte er Gebete. Von Zeit zu Zeit raubte er den Bäumen ihre weißen Blüten (ſo wie er durch ſeine Gaunerſtreiche den braven Leuten den Verſtand raubte) und brachte ſie dem Siwa als Opfer dar. Nach dem Opfer aber ſchien er wieder ganz in andächtigen Gebeten verſunken, ſo verſunken, als gälte es, einen neuen Gaunerſtreich zu erſinnen. Am Nachmittag ſchlich er, in ein ſchwarzes Antilopenfell gekleidet, in der Stadt umher, um Almoſen zu ſammeln; und ſeine ſchielenden Blicke ſchlichen gleichfalls umher, und ſuchten nach einer Gelegenheit, die Leute zu betrügen. In den Häuſern der Brahmanen nahm er ſchweigend drei Hände voll Reis entgegen. Dann ging er mit ſeinem Antilopenfell und ſeinem Stabe nach Hauſe und machte aus der erbettelten Speiſe drei Teile. Den einen gab er den Krähen[2], den zweiten dem Gaſte, mit dem dritten aber, aus dem neue Heuchelei hervorkeimen ſollte, füllte er ſich den Wanſt. Dann wieder ließ er lange Zeit murmelnd und die Augen verdrehend die Perlen ſeines Roſenkranzes durch die Finger gleiten, als gedächte er, die Reihe ſeiner Sünden zu zählen. Die Nacht verbrachte er ſtets allein in ſeiner Klauſe und ſann über den feinſten philoſophiſchen Problemen der Welt. So heuchelte er Tag für Tag erſchreckliche Kaſteiung und hatte damit bald die Herzen der Städter gefangen. Überall verbreitete ſich ſein Ruhm, und alle neigten ſich gläubig vor ihm und ſagten: „Ja, das iſt ein Büßer! Der hat des Fleiſches Lüſte überwunden.“

Als der zweite Gauner Madhawa durch einen Spion er-

---

daß ſie auf einen ſpitzen Pfahl geſetzt werden, der ihnen in den Leib dringt. Das ergibt dann die oben angedeutete Stellung.

[1] Eine beſondere Art des Sitzens, die zur Kaſteiung gehört.

[2] Das iſt gleichfalls Vorſchrift.

fahren hatte, wie weit die Sache gediehen war, hielt auch er seinen Einzug in die Stadt. Er schlug sein Quartier möglichst weit von dem seines Genossen in einem anderen Tempel auf und ging dann — immer als Radschput verkleidet — ans Ufer der Sipra hinab, um zu baden. Nachdem er mit seinen Leuten gebadet, erblickte er Siwa, wie er brünstig zu dem Gotte betete, fiel ihm demütig zu Füßen, pries ihn vor allen Leuten und sprach: „Kein zweiter solcher Büßer lebt auf Erden. Von Heiligtum wallt er zu Heiligtum; wie oft schon hab' ich ihn gesehen!"

Siwa sah natürlich seinen Kumpan; aber scheinheilig steifte er seinen Nacken und tat nicht dergleichen.

Madhawa ging wieder in sein Quartier. In der Nacht kamen die beiden zusammen, aßen und tranken gehörig und ratschlagten, was nun weiter zu tun sei. Bevor jedoch der Morgen graute, kehrte Siwa fidel nach seiner Klause zurück.

Als es Tag geworden, gab Madhawa einem seiner Helfershelfer zwei Gewänder und beauftragte ihn, sie dem Hofkaplan als Geschenk zu überbringen. Und dabei sollte er recht höflich sein und sagen: „Ein Radschput, Namens Madhawa, der von den Seinen beleidigt worden, hat seinen im Dekkan gelegenen Wohnort verlassen und ist mit seinem bedeutenden väterlichen Vermögen hierher gekommen. Eine Anzahl ebenbürtiger Radschputen bilden sein Gefolge, und mit ihnen beabsichtigt er, in Eures Königs Dienst zu treten. Er hat mich gesandt, Euch, hochwürdiger Herr, seinen Gruß zu entbieten."

Der Helfershelfer begab sich mit dem Geschenk zum Hofkaplan, wie ihm befohlen, erspähte einen Augenblick, als jener allein war, übergab das reiche Geschenk und entledigte sich der Botschaft Madhawas ganz richtig. In seiner Habsucht schenkte ihm der Hofkaplan Glauben und träumte schon von zukünftigem Gewinn; denn für den Habgierigen hat die Bestechung einen wundersamen Zauber, der ihn unwiderstehlich anlockt. Der Bote ging; am nächsten Tage aber stattete

Madhawa zur rechten Stunde dem Kaplan persönlich seinen Besuch ab; dabei brachte er seine als dienstsuchende Radschputen verkleideten Leute mit, die ihm zur Seite gingen und als Abzeichen hölzerne Stäbe trugen. Durch einen vorangeschickten Diener ließ er sich melden, und als er kam, begrüßte ihn der Kaplan mit bewillkommnenden Worten, in denen er seiner Freude über Madhawas Ankunft Ausdruck verlieh. Die Herren plauderten ein Weilchen, worauf sich Madhawa wieder verabschiedete. Am zweiten Tage sandte er dem geistlichen Herrn abermals zwei Gewänder zum Geschenke und machte ihm nochmals seine Aufwartung; und bei dieser Gelegenheit ließ er die Bemerkung fallen, er denke allerdings in den Dienst seiner Majestät zu treten und bitte um gütige Befürwortung. Er selbst habe es freilich nicht nötig, denn er sei ein reicher Mann. Was ihn zu dem Schritte veranlasse, sei lediglich die Rücksicht auf sein Gefolge. Der Kaplan, der sich denken konnte, daß seine Fürsprache nicht ungelohnt bleiben würde, versprach seinem Besucher die Erfüllung seiner Bitte. Ja, er ging sogleich zum Könige und brachte sein Anliegen vor, und der König genehmigte das Gesuch, das ihm von einer so angesehenen Persönlichkeit unterbreitet ward.

Am folgenden Tage ging der Kaplan mit Madhawa und seinem Gefolge und stellte sie dem Könige ehrerbietigst vor. Dieser empfing den Madhawa mit der Achtung, die sein Auftreten als Radschput erforderte, nahm ihn in seine Dienste und wies ihm ein entsprechendes Gehalt an.

So war Madhawa nun glücklich Diener seiner Majestät und weilte Tags über am Hofe; jede Nacht aber kam er mit Siwa zusammen, um sich mit ihm zu beraten. Sein Quartier befand sich im Hause des Kaplans, das dieser ihm in der Erwartung reicher Geschenke zur Verfügung gestellt hatte. Und zwar beherbergte das Quartier nicht nur ihn, sondern auch sein ganzes Gefolge.

Diese Gastlichkeit sollte dem Hause des Kaplans zum

Verderben werden, wie die Ratte dem Baume, in deſſen Stamm ſie ſich eingeniſtet. Denn nun übergab Madhawa dem Kaplan einen Koffer mit koſtbarem, edelſteinbeſetzten Schmuck zur Aufbewahrung in ſeiner Schatzkammer. Von Zeit zu Zeit öffnete er ſeinen Koffer, ließ ſeinen Wirt bald auf das, bald auf jenes Juwel einen Blick werfen und zog durch ſie des guten Mannes Herz an ſich, wie ein Kalb durch grünen Klee. Denn daß die Brillanten ſamt und ſonders Simili waren, das vergaß er leider ihm zu ſagen.

Als er nun das unbegrenzte Vertrauen des Hofkaplans beſaß, unterzog er ſich einer kleinen Hungerkur, ſo daß ſein Körper ſichtlich abnahm und es den Anſchein hatte, als wäre er bedenklich krank. Nach einigen Tagen legte er ſich, und der Kaplan wich nicht von ſeinem Bette. Da ſagte der Meiſterſchelm zu ihm mit ſchwacher Stimme: „Hochwürdiger Herr, mit meinem Leibe iſt's übel beſtellt; ſo bringet mir denn einen beſonders würdigen Brahmanen, daß ich ihm mein ganzes Vermögen verſchreibe, zu meinem Heil in dieſer und in jener Welt. Wie ſollte ein Weiſer noch Achtung vor dem Gelde haben, wenn er ſieht, ein wie gebrechlich Ding das Leben iſt!" Der Kaplan, immer lüſtern nach Gewinn, verſprach, die Bitte zu erfüllen, und Madhawa fiel ihm zu Füßen.

Soviel ihm nun aber der Geiſtliche auch Brahmanen zuführte, Madhawa wies ſie alle zurück, angeblich, weil ſie ihm nicht würdig genug erſchienen. Da ſagte einer von den Schwindlern, der ihm zur Seite ſtand: „Wahrſcheinlich mag mein Herr überhaupt keinen gewöhnlichen Brahmanen. Verſucht's einmal mit dem großen Asketen Siwa, der ſich am Ufer der Sipra kaſteit; vielleicht gefällt ihm der." Madhawa, der dieſe Worte gehört, ſtöhnte — und wie krank ſah der Arme dabei aus! —: „Ach ja! Tut mir — oh! — den Gefallen — und bringt — mir — ach! — den Brahmanen; der iſt würdiger, als die andern alle."

Der Kaplan ging zu Siwa und traf ihn an, wie er in

frommer Meditation versunken unbeweglich dasaß. Er schritt um ihn herum so, daß er ihn zur Rechten hatte[1], und ließ sich dann vor ihm nieder. Da öffnete Siwa langsam seine Augen. Der Kaplan neigte sich vor ihm und sagte ehrerbietigst: „Wenn Ihr mir's nicht übelnehmt, o Herr, so möchte ich Euch eine Mitteilung machen." Siwa schob die Lippe vor, zum Zeichen, daß er nichts dawider habe[2], und der Kaplan fuhr fort: „Ein steinreicher Radschput aus dem Süden — Madhawa heißt er — der in dieser Stadt lebt, ist sehr krank geworden und will nun all sein Gut verschenken; und wenn Ihr es annehmen wolltet, so sollt Ihr der Empfänger sein. Es handelt sich um funkelndes Geschmeide aus allen möglichen Brillanten von unschätzbarem Werte." Nach einer Weile brach Siwa das Schweigen und sprach: „Brahman, ich lebe nur von milden Gaben, trage auch nach keinem Weibe Verlangen; wie sollte mich's nach Schätzen gelüsten!" Der Kaplan aber entgegnete: „Das saget nicht, ehrwürdiger Herr. Wißt Ihr denn nicht, daß die Satzung dem Brahmanen gebietet, einen Hausstand zu gründen? Habt Ihr aber erst ein Weib genommen, dann braucht ihr Geld im Hause, denn Ihr müßt den Göttern und den Ahnen Opfer bringen[3], und es kommen Gäste, die Bewirtung heischen; und also erreicht man die drei Lebenszwecke: Frömmigkeit, Erwerb und Liebe. Der Stand des Familienhauptes aber ist der beste im Leben des Brahmanen." Siwa sagte: „Wie könnte ich in den Stand der Ehe treten? Ich nehme kein Weib aus der ersten besten Familie." Der Kaplan in seiner Geldgier dachte bei sich, *diese* Gelegenheit müsse er beim Schopfe nehmen und sah sich im Geiste schon als Mitgenießer des fremden Schatzes. Darum sagte er: „Das trifft sich gut! Ich selbst habe eine jungfräuliche Tochter.

---

[1] Ein Zeichen besonderer Hochachtung. Siehe oben S. 28, Anm. 3.

[2] Die Geste entspricht also unserm Kopfnicken.

[3] Siehe oben S. 18, Anm. 4.

Sie ist bezaubernd schön. Die mögt Ihr heimführen. Die Schätze aber, die Euch Madhawa schenkt, die will ich Euch in meinem Haus verwahren. Entschließet Euch zum heiligen Ehestand."

Siwa, der sein Schäfchen nun im Trocknen hatte, sagte ganz gelassen: „Nun, wenn Euer Herz durchaus daran hängt, so will ich Euch den Gefallen tun. Als Büßer aber verstehe ich mich nicht auf Gold und Edelsteine; ich verlasse mich also ganz auf Eure Worte. Handelt denn nach bestem Wissen und Gewissen."

Als das der törichte Kaplan hörte, war er überglücklich und geleitete den Gauner nach seinem Hause. Und als er Siwa und mit ihm das Unheil eingeführt, erstattete er dem Madhawa Bericht, und dieser dankte ihm für seine Güte. Sodann vermählte er dem Siwa sofort seine sorgfältig erzogene Tochter, gleichsam sein Glück, das er seinem eigenen Unverstand zum Opfer brachte.

Drei Tage nach der Hochzeit führte er dann seinen Schwiegersohn vor den falschen Kranken, um die Schenkungsurkunde ausstellen zu lassen. Als Siwa eintrat, stand Madhawa auf, fiel ihm zu Füßen und sprach: „Willkommen, hehrer Büßer, der seinesgleichen nicht hat auf Erden!" Und das war allerdings ausnahmsweise einmal nicht gelogen. Sodann ward der Koffer aus der Schatzkammer herbeigebracht, der das viele Geschmeide mit den Similibrillanten enthielt, und unter Beobachtung aller gesetzlichen Formen ward die Schenkung vollzogen. Siwa nahm den Schatz entgegen, übergab ihn aber sofort seinem Schwiegervater; denn er sagte: „Ich verstehe von derlei Dingen nichts, während du darin bewandert bist." Der Kaplan sagte: „Ich habe dir's ja schon im voraus versprochen, was sollst du dich damit herumsorgen!" und augenblicklich packte er den Koffer. Siwa sprach den Segen und begab sich dann in das Gemach seiner jungen Gemahlin; der Hofkaplan aber brachte den Koffer in seine Schatzkammer.

Vom folgenden Tage ab besserte sich nun das Befinden des Scheinkranken zusehends, und ganz richtig bemerkte er, daß die Ursache der fortschreitenden Heilung wohl in dem guten Werke seiner reichen Schenkung zu suchen sei. Wenn der Hofkaplan ihn besuchte, so pries er ihn und sprach: „Deiner Mitwirkung bei Abschluß der Schenkung verdanke ich die Erlösung aus meiner schlimmen Lage; nur ihr ist's zuzuschreiben, daß mein Leib wieder gesundet." Sodann schloß er nun auch öffentlich mit Siwa Freundschaft.

Als danach eine Reihe von Tagen dahingegangen war, sagte Siwa zum Hofkaplan: „Wie lange Zeit soll ich so in deinem Hause im Wohlleben verbringen? Warum kaufst du mir nicht das Geschmeide ab? Wenn es wirklich so kostbar ist, so gib mir einen angemessenen Preis dafür." Der Kaplan, der den Schatz für unbezahlbar hielt, gab seinem Schwiegersohn als Kaufpreis sein ganzes Vermögen und ließ sich darüber eine eigenhändige Quittung ausstellen. Dagegen stellte er dem Siwa gleichfalls eine Quittung aus, immer in der Meinung, daß der Wert des Schmuckes den gezahlten Preis bei weitem überträfe. Als beide ihre Quittungen hatten, trennten sie sich, und Siwa bezog ein eigenes Haus.

Nun zog Madhawa zu seinem Freunde und lebte mit ihm herrlich und in Freuden von dem Vermögen des Kaplans.

Nach einiger Zeit wollte der Hofkaplan einen Teil des Schmuckes zu Gelde machen. Er wählte also unter den Kleinoden ein Armband und ging auf den Markt, um es zu verkaufen. Als aber die Juweliere, welche sich auf diesen Artikel verstanden, das Armband geprüft hatten, sagten sie: „Wirklich, der Mann ist höchst geschickt zu Werke gegangen, der diese Similibrillanten gefertigt hat. Sie bestehen aus Glas- und Bergkristall, die in verschiedenen Tönen gefärbt sind, und sind in Messing gefaßt; aber von Juwelen und Gold ist nichts darunter." In höchster Bestürzung eilte der Kaplan nach Hause, holte den ganzen Schatz und zeigte

ihn den Goldschmieden. Und als sie ihn geprüft, teilten sie ihm mit, daß sämtliche Kleinode ebenso gefälscht waren, wie das Armband.

Diese Nachricht traf den geistlichen Herrn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sofort eilte der arme Tor zu Siwa und sagte: „Nimm dein Geschmeide wieder und gib mir mein Geld zurück.“ Aber Siwa entgegnete ihm: „Wie könnte ich jetzt noch im Besitze deines Geldes sein? Das habe ich im Laufe der Zeit aufgebraucht.“ Kurz, sie gerieten in einen Wortwechsel und gingen schließlich zum Könige, an dessen Seite Madhawa stand. Der Kaplan klagte: „Majestät, Siwa hat mein ganzes Vermögen verzehrt, weil ich nicht ahnte, daß der große, aus kunstreich gefärbten Glas- und Bergkristallstücken hergestellte, in Messing gefaßte Schatz gefälscht war.“ Aber Siwa entgegnete: „Majestät, von Kindesbeinen an habe ich als Asket gelebt; Euer Kaplan hat mich förmlich gezwungen, diese Schenkung entgegenzunehmen. Ich habe ihm gleich gesagt, daß ich mich auf Juwelen und dergleichen nicht verstehe und mich ganz auf ihn verlasse. Er aber stimmte mir bei, sagte, er bürge mir für die Sache, und als ich die Schenkung daraufhin angenommen, gab ich sie ihm zur Verwahrung. Dann hat er sie mir für einen Preis abgekauft, den er selbst bestimmte, und daß dies wahr ist, dafür zeugen die gegenseitigen Quittungen, die sich in unser beider Händen befinden. Jetzt aber bitte ich Euch, Herr, mir Euren Schutz zu gewähren.“

Als er so gesprochen, sagte Madhawa zum Kaplan: „Ihr solltet nicht also reden, denn Ihr seid doch sonst ein ehrenwerter Mann. Aber auch mich trifft in der Sache keine Schuld. Denn ich habe doch weder von Euch, noch von Siwa auch nur einen Pfennig erhalten. Mein väterliches Erbe hatte ich an einem anderen Orte deponiert, und da hat es lange gelegen. Dann hab' ich es hierher gebracht und hab' es dem Brahmanen geschenkt. Wenn nun wirklich weder das Gold

Gold, noch die Brillanten Brillanten sind, so müssen wir annehmen, daß mir die Schenkung von Messing und Bergkristall Glück gebracht hat. Denn der Beweis dafür, daß ich diese Schenkung mit reinem Gewissen vollzogen habe, ist doch dadurch erbracht, daß ich infolgedessen von meiner schweren Krankheit genesen bin."

Als Madhawa dies sagte, ohne dabei mit einer Wimper zu zucken, mußte der König mit allen seinen Räten lachen und ward ihm sehr gewogen. Und alle, die bei der Sitzung zugegen waren, mußten gestehen, daß weder Siwa, noch Madhawa eine unehrenhafte Handlung begangen; lachen mußten sie aber doch, wenn sie sich's auch nicht merken ließen.

Der Kaplan dagegen, der um sein Geld betrogen war, schlich beschämt von dannen. Denn wer seinen Sinn durch allzu große Gewinnsucht verblenden läßt, setzt sich eben allen möglichen Unannehmlichkeiten aus.

Die beiden Gauner Siwa und Madhawa aber lebten noch lange in Udschdschajini, und es ging ihnen sehr gut, denn sie hatten es verstanden, sich des Königs Gnade dadurch zu sichern, daß sie ihm durch ihren Genieſtreich einen großen Spaß bereitet hatten.

(XXIV, 82 ff.)

Der Weber als Wischnu[1].

In einer Stadt wohnten einst ein Weber und ein Stellmacher und waren Freunde. Sie lebten dort von Kind auf als Gefährten, einander in treuer Liebe ergeben, und wo

[1] Die folgende Erzählung ist von einem Dschaina verfaßt und soll das Ansehen Wischnus herabsetzen. Weber und Stellmacher, der Held der Erzählung und sein Helfer, gehören verachteten Kasten an.

der eine war, da war auch der andre zu finden. Nun geschah es einst, daß in jener Stadt in einem Tempel ein großes, mit Prozession verbundenes Fest gefeiert wurde. Da streiften auch unsere beiden Gefährten unter der Menge der Schauspieler, Tänzer und Musikanten umher und unter den Leuten, die aus aller Herren Ländern herbeigeströmt waren, und gewahrten eine Königstochter, die auf einem Elefantenweibchen saß. Sie war mit allen Glückeszeichen[1] geziert, umgeben von Kammerherrn und Haremswächtern, und war gleichfalls gekommen, um die Gottheit zu sehen.

Als der Weber das Mädchen erblickt hatte, da war's ihm, als hätte er Gift genossen oder als wäre er von einem bösen Dämonen gepackt; und von Kamas[2] Pfeilen getroffen stürzte er sogleich zur Erde. Der Stellmacher, der ihn in dieser Verfassung sah und den sein Leiden betrübte, holte Leute und ließ ihn aufheben und nach Hause tragen. Dort ward der Kranke mit verschiedenen glutstillenden Mitteln behandelt, die die Ärzte verordneten, und von Zauberspruchkundigen[3] besprochen; aber erst nach langer Zeit kam er einigermaßen wieder zur Besinnung. Da sagte der Stellmacher zu ihm: „Lieber Freund! Wie bist du so plötzlich ohnmächtig geworden? Erzähle mir doch, was dein Herz bewegt!"

Der andere sprach: „Wenn du in mir wirklich einen Freund siehst, so erweise mir die Liebe der Holzspende[4]. Verzeih mir, wenn ich dich einmal verletzt haben sollte; es könnte nur durch allzugroße Treue geschehen sein." Jener aber sprach mit tränenumflorten Augen und stockender Stimme: „Freund,

---

[1] Siehe S. 7, Anm. 1.

[2] Kama ist der Gott der Liebe.

[3] Sprüche aus dem Atharwa-Weda. Siehe „Weda" im Register.

[4] D. h. schichte mir den Scheiterhaufen, um meine Leiche zu verbrennen. Er will damit sagen, daß er sterben muß.

wenn's so steht, so erzähle mir den Grund deines Grames, damit wir ihn womöglich beseitigen können. Denn es heißt:

Mit Kräutern, starken Sprüchen, Geld,
Dem Rate, des die Klugen walten,
Erreicht man alles in der Welt,
Was nur in Brahmans Ei enthalten[1].

Ist also durch eines dieser vier Mittel Hilfe möglich, so helfe ich dir." Der Stellmacher sagte: „Wenn's so ist, Freund, so ist mein Kummer durch diese und durch tausend andere Mittel nicht zu bewältigen. Verzögere darum nicht unnötig meinen Tod." Der Stellmacher forderte ihn auf, ihm trotzdem zu berichten, damit sie beide zugleich ins Feuer gehen könnten; denn er könne die Trennung keinen Augenblick ertragen und sei fest entschlossen. „Nun denn, so höre" — sagte der Weber; „die Königstochter also, die dort auf einem Elefantenweibchen zum Feste gekommen war, nach deren Anblick hat der heilige Gott mit dem Delphin im Banner[2] mich in diesen Zustand gebracht. Meine Qual ist unerträglich." Als der Wagner dies vernommen hatte, sagte er lächelnd: „Wenn's weiter nichts ist, so sei gutes Muts! denn dein Begehren ist erfüllt. Noch heute sollst du dich mit ihr vereinen."

„Wie könnte ich mit ihr in ihrem Harem zusammenkommen," sagte der Weber, „der von Wächtern gehütet wird und in den keiner Zutritt hat, außer dem Winde? Was höhnst du mich also mit trügerischen Worten?"

„Du wirst sehen" — entgegnete der Wagner — „was meine Klugheit vermag." Nach diesen Worten fertigte er sogleich aus dem Holze eines Wajudschabaumes einen durch Keile beweglichen Garuda, ein zweites Paar Arme, nebst Muschelhorn, Wurfscheibe, Keule, Lotusblume, einen Kranz von Waldblumen

---

[1] Brahmans Ei ist die Welt. Über den diesem Ausdruck zu Grunde liegenden Mythus vgl. das Register unter Brahman.

[2] Der Liebesgott.

mit Krone und Kauſtubha-Juwel[1]. Dann ſetzte er ſeinen Freund auf den Vogel, ſchmückte ihn mit den Wiſchnu-Inſignien, zeigte ihm, wie man die Keile bewegen mußte und ſagte: „In dieſer Geſtalt genieße die Königstochter um Mitternacht im Mädchenpalaſte. Sie wird im oberſten Gemach des ſiebenſtöckigen Palaſtes weilen und dich in ihrer Einfalt für Wiſchnu halten, und mit falſchen und trügeriſchen Worten magſt du ſie vollends betören."

Als das der Weber vernommen, ſtieg er in dieſem Aufputz zur Prinzeſſin empor und ſprach zu ihr: „Königstochter! Schläfſt du, oder biſt du munter? Siehe, ich habe Lakſchmi[2] verlaſſen und komme in Perſon vom Milchmeer[3] her zu dir, in Liebe erglühend. Vereinige dich mit mir!"

Als die Jungfrau ihn ſo auf dem Garuda ſitzen ſah, mit vier Armen und angetan mit allen ſeinen Waffen, da ſprang ſie verwundert von ihrem Lager empor, legte die Hände zuſammen und ſprach: „Heiliger Gott! Ich bin ein unreiner Erdenwurm, du aber biſt der Schöpfer, dem die drei Welten Anbetung ſchulden. Wie könnte alſo ſolches geſchehen?" Der Weber ſagte: „Ganz recht, du Holde, doch wiſſe: ich hatte einſt eine Gattin Radha aus der Familie des Rinderzüchters Nanda; und die iſt in dir wiedergeboren. Du biſt alſo meine Gemahlin, und darum komme ich zu dir[4]."

---

[1] Dies ſind die Attribute Wiſchnu-Kriſchnas, deſſen Reittier der göttliche Adler Garuda iſt. Vgl. das Regiſter unter „Wiſchnu".

[2] Die Göttin des Glücks und der Schönheit, Wiſchnus Gemahlin.

[3] Eines der Meere, die die Kontinente von einander trennen und in dem Wiſchnu wohnt. Vgl. Regiſter unter „Erde".

[4] Wiſchnu iſt mehreremale Menſch geworden, um die Welt zu erlöſen (ſiehe das Regiſter), unter anderm als Kriſchna. Als ſolcher genoß er die Freuden der Liebe unter ländlichen Schönen, namentlich mit der oben genannten Radha. Dieſes Liebesleben iſt in einer entzückenden lyriſch-dramatiſchen Dichtung Dſchajadewas behandelt, die mit großartiger Formengewandtheit von Rückert in den Abh. f. d. Kunde des Morgenlandes, Bd. I, überſetzt worden iſt.

Die Jungfrau sagte: „Wenn es so ist, du Heiliger, so bitte meinen Vater, damit er mich dir eiligst gebe."

Der Stellmacher entgegnete: „Liebes Kind, ich trete nicht vor Menschenaugen; wie sollt' ich gar mit Menschen reden? Vereine dich mir also in Gandharwa-Ehe[1], oder ich fluche dir und versenge dich mit den Deinen zu Asche."

Mit diesen Worten stieg er von seinem Garuda herab, faßte sie, obwohl sie vor Scham und Furcht zitterte, bei ihrer Linken und geleitete sie zum Lager. Und als er ihr den übrigen Teil der Nacht hindurch gedient, wie Watsjajana[2] befiehlt, flog er im Morgengrauen ungesehen nach seiner Wohnung zurück. So ging die Zeit dahin, und er wartete ihr beständig auf.

Eines Tages aber gewahrten die Kämmerlinge, wie die Korallenlippen der Prinzessin verletzt waren[3], und sie sagten: „Seht doch! Ist es nicht, als wären die Glieder am Leibe des Königskindes von einem Manne genossen worden? Was hat das zu bedeuten? Trotz der strengen Bewachung dieses Palastes eine solche Geschichte? Wir wollen's dem Könige melden." Also beschlossen sie, gingen zum Könige und sagten: „Majestät! Wir wissen nicht .... trotz der strengen Bewachung der prinzeßlichen Gemächer hat jemand in dieselben Zutritt. Wir harren deiner Befehle."

Durch diese Worte ward der König im Herzen sehr bestürzt, ging zur Königin und sprach: „Königin, sieh einmal nach, ob das wahr ist, was unsere Kämmerlinge melden.

---

[1] Die Gandharwa-Ehe setzt weiter keine Förmlichkeiten voraus, als die gegenseitige Bereitwilligkeit der Liebenden.

[2] Watsjajana ist der Verfasser eines berühmten Lehrbuchs der Liebe (deutsch von R. Schmidt, „Das Kâmasûtram des Vâtsyâyana. Die ind. ars amatoria nebst dem vollständigen Kommentare (Jayamangala) des Yaçodhara". 2. Aufl. Leipzig, W. Friedrich).

[3] Beim Küssen zerbissen.

Dem Manne, der dieſen Frevel begangen, zürnt der Gott des Todes."

Die Königin, durch das Gehörte gleichfalls höchſt betroffen, eilte zu ihrer Tochter, um nachzuſehen. Und richtig! Ihre Lippen waren verletzt, ihr Körper durch Nägelmale zerkratzt[1]. Da rief ſie: „Pfui, du Verworfene! du Schandfleck unſeres Hauſes! Wie konnteſt du ſo deine Jugend verletzen? Wer iſt der vom Tode ins Auge Gefaßte, der dir naht? Sprich die Wahrheit vor meinem Antlitz!" Die Prinzeſſin aber erzählte ſchamhaft geneigten Angeſichts die ganze Geſchichte von dem Wiſchnu-geſtaltigen Weber. Als die Königin dies vernommen, heiterten ſich ihre Züge auf; Freudenſchauer rieſelten ihr über den Körper; ſie eilte zum König und rief: „Herr, preiſe dein Schickſal! Allnächtlich, um Mitternacht, kommt der heilige Narajana (Wiſchnu) zu unſerm Töchterlein, das er nach Gandharwa-Ritus gefreit. So wollen denn wir beide, du und ich, um Mitternacht ans Fenſter treten und ihn betrachten; denn für Menſchen iſt er nicht zu ſprechen."

Da ward der König hoch erfreut. Der Tag währte ihm hundert Jahre und wollte kaum vorübergehen. Als er aber zu nächtlicher Stunde mäuschenſtill am Fenſter ſtand, den Blick an den Himmel geheftet, da ſah er richtig den Weber auf ſeinem Garuda, mit Muſchelhorn, Wurfſcheibe und Keule in der Hand und ausgerüſtet, wie oben beſchrieben, aus der Luft herniederſteigen. Da war's ihm, als wäre er in eine Flut von Amrita[2] getaucht, und er ſagte zu ſeiner Gemahlin: „Liebe! Keiner iſt ſeliger als ich und du, denn der heilige Narajana naht unſerem Kinde und pflegt mit ihm der Liebe. Nun ſind alle unſere Wünſche erfüllt, die wir im Herzen tragen. Nun will ich mir durch die Macht meines Schwiegerſohnes die ganze Erde unterwerfen."

---

[1] Das gehört in Indien gleichfalls zu den Freuden der Liebe.

[2] Die indiſche Ambroſia, der Unſterblichkeitstrank der Götter.

Um seine Absicht auszuführen, zog er aus und fiel in die Länder aller benachbarten Fürsten ein. Diese aber schlossen ein Bündnis und rückten gegen ihn ins Feld. Da ließ der König seiner Tochter durch den Mund der Königin melden: „Tochter, schickt es sich, daß alle Fürsten mich befehden, da ich doch dich zum Kinde und den heiligen Narajana zum Eidam habe? Bitte doch heute deinen Gemahl, daß er alle meine Feinde töte."

Als nun in der Nacht der Weber kam, da sprach die Königstochter zu ihm bescheiden: „Heiliger Gott! Es ist nicht recht, daß Papa von seinen Feinden besiegt wird, da doch du sein Eidam bist. Laß ihm deine Gnade scheinen und töte alle seine Widersacher." Der Weber sagte: „Wie winzig, Holde, sind doch alle deine Feinde! Nur Mut! In einem Augenblick will ich sie mit meiner Wurfscheibe zerschmettern." Aber — die Zeit verstrich. Die Feinde hatten das ganze Land verwüstet, und der König mußte schließlich hinter die Mauern seiner Hauptstadt flüchten: trotzdem merkte er nicht, daß in dem angeblichen Wischnu der Weber steckte, sondern sandte ihm beständig Geschenke, besonders Kampfer, Moschus und andere kostbare Wohlgerüche, Gewänder, Blumen, Speisen und Getränke aller Art, und ließ ihm endlich durch seine Tochter sagen: „Erhabner Gott! Morgen bei Tagesanbruch wird sicherlich unsere Feste fallen. Alle Vorräte sind erschöpft. Die Leiber aller meiner Leute sind verfallen und unfähig zu kämpfen; und gar viele sind gestorben. So tu nun, da du weißt, wie die Sachen stehen, was sich in solcher Zeit gebührt."

Da dachte der Weber: „Wenn die Feste fällt, so bin auch ich dem Tode verfallen und muß mich von der Geliebten scheiden. So will ich denn auf meinem Garuda in die Luft emporsteigen und mich mit meinem Gewaffen den Feinden zeigen. Vielleicht halten sie mich doch für Wischnu und lassen sich in ihrem Entsetzen von des Königs Kriegern töten. Sagt man doch:

Kann eine Schlange dich auch nicht verletzen,
Ihr aufgeschwollner Hals erregt Entsetzen.
Drum, ob sie giftlos, ob ihr Gift beschert:
Mit einer Haube[1] sei sie stets bewehrt.

Oder ich erleide fürs Vaterland den Tod, so ist das noch herrlicher. Denn es heißt:

„Wer für Brahmanen, Kühe[2], Fraun,
Für König und für Vaterland
Sein Leben läßt, dem wird gewiß
Des Himmels Herrlichkeit bekannt[3]."

Als er zu diesem Entschluß gekommen war und das Zahnholz gekaut hatte[4], sagte er: „Meine Liebe! Ich will nicht eher wieder Speise zu mir nehmen, als bis ich alle Feinde erschlagen, noch will ich eher dir in Liebe nahen. Doch mußt du deinem Vater sagen, daß er bei Tagesanbruch mit großem Heer aus der Feste hinausziehe in den Kampf. Dann will ich in der Luft schwebend ihnen alle Stärke rauben, daß er sie leicht erschlagen kann. Wollte ich selbst sie vernichten, so würden diese Frevler nach Waikuntha[5] kommen. Drum will ich sie so behandeln, daß sie fliehen und darum nicht in den Himmel eingehen."

Die Prinzessin ging selbst und meldete ihrem Vater alles, was sie vernommen. Der König aber zog am Morgen zum Kampfe hinaus; und ebenso rückte der Weber aus zum Streite, da er zu sterben entschlossen war, und schwebte mit einem Bogen bewaffnet in der Luft.

---

[1] Der geblähte Hals der Kobra. Es gibt auch eine nicht giftige Schlange, die den Hals bläht, wie die giftige Kobra, und so ihren Feinden Furcht einflößt.

[2] Die Kuh ist ein heiliges Tier.

[3] Der in der Schlacht gefallene Krieger geht in Indras Himmel ein.

[4] Die Zähne werden durch Kauen von besonders zubereitetem, antiseptisch wirkendem Holz gereinigt. S. Schmidt, „Beiträge zur Indischen Erotik" (Leipzig, Lotus-Verlag) S. 826.

[5] Wischnus Himmel.

Zu derselben Zeit aber rief der heilige Narajana (Wischnu), dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bekannt sind, durch bloßes Gedenken den Sohn der Winata[1] herbei; und da er des Webers Gestalt erkannt hatte, sagte er zu Garuda: „Höre, mein Adler! Weißt du, daß ein auf deinem hölzernen Ebenbilde reitender Weber in meiner Gestalt beständig mit dem Königstöchterlein der Liebe pflegt?“ Garuda sagte: „Herr, ich kenne sein ganzes Gebahren. Was soll ich jetzt tun?“ Der Gott sagte: „Der Weber hat heute beschlossen, zu sterben und sich der Nahrung zu enthalten. Jetzt ist er zum Kampf hinausgezogen. Sicherlich wird er von den vielen trefflichen Kschatrija[2] mit Pfeilen gespickt und getötet. Ist er aber tot, so werden alle Menschen also reden: „Viele Kschatrija haben sich vereint und Wischnu nebst Garuda erlegt.“ Dann wird diese Welt uns nicht mehr dienen. So eile denn hinab auf das Schlachtfeld und gehe ein in den hölzernen Garuda; ich aber will eingehen in des Webers Leib, damit ich die Feinde töte, und durch ihre Tötung unser Ansehn stärke.“

Garuda war's zufrieden, und Narajana drang ein in des Webers Leib. Sogleich wurden alle jene Kschatrija vom Glanze Wischnus und Garudas geblendet und von dem Könige vernichtet.

Und von Stund' ab genoß der Weber mit der Königstochter sein Liebesglück vor aller Augen, ganz wie es ihm beliebte[3].

(Pañc. S. I, 5).

---

[1] Winata ist die Mutter des göttlichen Adlers Garuda. Siehe „Garuda“ im Register.

[2] Dem Kriegsadel, der die Kerntruppen bildet.

[3] Wischnu wird also von einem Angehörigen einer verachteten Kaste so düpiert, daß er, um seines göttlichen Ansehens nicht ganz verloren zu gehen, den Betrug eines frechen Gauners unterstützen und die Verteidiger

Der verwegene Spieler.

In Udschdschajini[1] lebte einst ein verwegener Spieler. Da dieser beständig im Spiele verlor, so gaben ihm die Gewinner täglich hundert Kauri-Muscheln[2]. Dafür kaufte er sich auf dem Markte Weizenmehl, das er, wo es sich eben traf, in einer Pfanne mit Wasser anmachte, knetete und dann am Abend auf dem Leichenacker über der Glut eines Scheiterhaufens zu Kuchen buk[3]. Dann bestrich er sie mit dem Fett der Lampe, die über Mahakalas Standbild brannte und verzehrte sie im Angesicht dieses Gottes. Sodann legte er sich an derselben Stelle im Hofe des Tempels nieder, wobei sein Arm ihm als Kissen diente, und schlief die ganze Nacht auf ebener Erde.

Einst sah er in der Nacht, wie in diesem Tempel die Statuen der Mütter[4], der Jakscha[5] und der anderen Gott-

---

ihrer gerechten Sache vernichten muß. Benfeys und Fritzes Übersetzungen folgen einem von Brahmanen überarbeiteten Texte der Erzählung, in dem am Ende der Weber entlarvt wird, worüber dann große Freude bei dem Könige herrscht, der ihn mit Gnadenbeweisen überhäuft! Daß diese Lösung psychologisch unmöglich ist, haben die frommen Männer, die diese Änderung vorgenommen haben, nicht gemerkt. Aber Wischnus Ehre schien dadurch gerettet zu sein.

[1] Siehe oben S. 40, Anm. 1.

[2] Siehe S. 3, Anm. 1.

[3] Die Plätze, auf denen die Leichen verbrannt werden, sind zugleich die Orte, auf denen sich Siwa als Mahakala oder Zerstörer aufhält und seinen Tempel hat. Außer ihm treiben alle möglichen gespenstischen Unholde, Rakschasa, Hexen usw. dort ihr unheimliches Wesen. Nur ein ganz verwegener Mensch, wie es der Spieler ist, wagt es, einen solchen Leichenacker zur Nachtzeit zu betreten.

[4] Die „Mütter" sind Gottheiten, die sich in Siwa-Mahakalas und seiner Gemahlin Durga Gefolge befinden.

[5] Siehe oben S. 9, Anm. 1.

heiten infolge der an sie herandringenden Zaubersprüche[1] aufleuchteten. Da kam ihm ein guter Gedanke: „Warum sollte ich mir hier nicht durch eine List Geld verschaffen können? Gelingt sie, schön! Gelingt sie nicht, so habe ich nichts zu verlieren.“ Also forderte er die Gottheiten heraus und sagte: „Kommt her, wir wollen miteinander spielen. Ich bin der Bankhalter und werfe die Würfel, und was ihr verliert, das habt ihr auf der Stelle zu zahlen!“ Da die Gottheiten nichts erwiderten, so legte er als Einsatz bunte Kauri-Muscheln nieder und ließ die Würfel rollen. Denn unter den Spielern ist es allgemein Sitte, daß am Spiele teilnimmt, wer nicht ausdrücklich Einspruch erhebt.

Als nun die Gottheiten viel Geld verloren hatten, sagte er zu ihnen: „Gebt mir nun mein gewonnenes Geld, wie wir es ausgemacht.“ Trotz dieser Aufforderung, die er mehrmals wiederholte, sagten die Statuen kein Wort. Da ward er zornig und rief: „Wenn Ihr nicht redet, so behandle ich Euch, wie man mit Spielern verfährt, die stumm bleiben wie die Klötze und ihre Spielschulden nicht bezahlen: ich säge Euch mit einer Säge, deren Spitzen scharf sind wie Jamas Zähne[2], die Leiber entzwei; denn Rücksichten irgend welcher Art gibt's bei mir nicht!“ Damit ging er und holte wirklich eine Säge; und als die Gottheiten ihn damit heranlaufen sahen, gaben sie ihm das Gold, das sie verspielt hatten.

Am nächsten Tage verlor der Mann abermals alles im Spiel; darum kam er wieder in der Nacht und erpreßte von den Müttern durch das aufgedrungene Spiel neues Gold, genau so wie in der vorigen Nacht. So trieb er es nun Nacht für Nacht, und die Mütter waren sehr betrübt. Da

---

[1] Zauberer zwingen diese in den Statuen anwesenden Gottheiten zur Hilfeleistung. Die Statuen leuchten dabei auf.

[2] Jama ist der König der Toten, der *Ζεὺς καταχθόνιος* der Inder.

ſagte die Göttin Tſchamunda[1] zu ihnen: „Wer zum Spiele aufgefordert wird und ſagt: ‚Ich trete aus‘, den kann man nicht dazu zwingen. Denn das iſt Spielregel. Wenn ihr ihn alſo los ſein wollt, ſo braucht ihr nur dieſe Worte zu ſagen, wenn er euch herausfordert.“ Die Göttinnen nahmen ſich das zu Herzen, und als der Spieler in der nächſten Nacht wiederkam und ſie zum Spielen einlud, da riefen ſie alle: „Wir treten aus.“

Da ſich der Spieler von ihnen ſo abgewieſen ſah, ging er zu ihrem Oberhaupt Mahakala ſelbſt und forderte dieſen heraus. Der Gott aber merkte, daß der Mann ihn überliſten wollte, und wies ihn in der gleichen Weiſe ab. Denn einem böſen Menſchen gegenüber, der von Sünden ſtrotzt und ſich in ſeiner Verwegenheit nicht darum ſchert, ob ihm Gutes oder Böſes widerfahren kann, ſind auch die Götter völlig machtlos und fürchten ſich vor ihm.

Als der Spieler ſeine Liſt ſo an dem Umſtande geſcheitert ſah, daß die Götter die Spielregeln kannten, dachte er ärgerlich: „Verdammt! Die Götter haben unſere Konventionen gelernt und mich abgewieſen. — Nun, da ſtelle ich mich einfach in den Schutz des Gottes[2]. Iſt er nicht ihr aller Herr?“ So dachte er in ſeinem Gemüt, umfaßte die Füße des Gottes und betete zu ihm: „Ich neige mich vor Dir. Deinen Mond, deinen Stier, dein Elefantenfell hat die Göttin (Durga) im Spiele gewonnen. Auf deinen Knien ruht ein Hirngebein, und nackend ſitzeſt du da[3]. Deine Gnade ſpendete den Göttern alle die vielen Güter, die ſie beſitzen; doch du hegſt keinen

---

[1] Durga, die Gemahlin Siwas, in ihrer ſchrecklichen Geſtalt.

[2] Einen Schutzflehenden abzuweiſen iſt Sünde. Mahakala muß alſo dem Spieler helfen, wenn dieſer ihm in der rechten Weiſe als Schutzflehender naht.

[3] Als Büßer und Zauberer. Siwa führt als Emblem den Halbmond an der Stirn. Vgl. über dieſen und die anderen Attribute das Regiſter unter „Siwa“.

Wunſch, und die Flechte[1], die Aſche und der Schädel ſind dein einziger Beſitz. Wie kannſt du dich da plötzlich knickrig zeigen, einem unſeligen Burſchen gegenüber, der ich bin. Wie kannſt du mich um eine kleine Gabe ſchnellen? Der Wunſchbaum[2] erfüllt wahrlich das Hoffen der Armen nicht mehr, wenn du, o Herr, mich Armen nicht ſtützen willſt, du, der furchtbare Gott, der das Weltall ſtützt. Siehe, ich liege dir zu Füßen; mein Herz iſt durch Unglück und Leiden gebrochen; willſt du mir wirklich mein Vergehen nicht verzeihen, heiliger Gott? Du biſt Trjakſcha[3] wie ich. Dein Leib iſt mit Aſche beſtrichen wie der meine. Wie du, ſo eſſe ich aus einem Schädel. Erbarme dich meiner! Wie könnte ich wieder mit den Spielern reden, nachdem ich vor deinem heiligen Antlitz zu dir geſprochen? Ich liege zu deinen Füßen; zieh mich zu dir empor!"

In dieſen und ähnlichen Lobſprüchen betete er zu dem Gott, bis derſelbe ſich endlich erweichen ließ und ihm erſcheinend alſo ſprach: „Laß deinen Gram, ich will dir gnädig ſein! Ich will dich mit Wonne ſegnen; harre hier in meiner Nähe."

Der Spieler befolgte den Befehl des Gottes und lebte in Hülle und Fülle von den Genüſſen, die des Gottes Gnade ihm ſpendete.

Da geſchah es einſt in der Nacht, daß ein Schwarm von Apſaraſen[4] an den Teich[5] Mahakalas herniederſtieg, um hier

---

[1] Das nach Büßerart geflochtene Haar und die Aſche, mit der er gleichfalls nach Büßerart ſeinen Leib beſtrichen hat.

[2] Ein göttlicher Baum in Indras Garten, der alle an ihn gerichteten Gebete erfüllt. Siehe Einleitung S. XVIII.

[3] tri-akscha, „dreiäugig" (Siwa hat auf der Stirn ein drittes Auge) und „drei Würfel habend". Ein Wortſpiel.

[4] Nymphen, in der älteren Zeit Waſſergenien.

[5] Bei jedem Tempel der Brahmanen befindet ſich ein Teich zur Vornahme des religiöſen Bades. Die Götter ſind denſelben religiöſen Vorſchriften unterworfen, wie die Menſchen.

zu baden. Der Gott sprach zum Spieler: „Wenn die Göttermädchen alle im Bade sind, so eile flink und hole die Gewänder, die sie am Ufer niedergelegt, und gib sie ihnen nicht zurück, bis sie dir die Apsaras Kalawati, eine zarte Jungfrau, übergeben."

Der Spieler tat, wie ihm geheißen. Da riefen sie ihm zu: „Unsere Kleider! Gib unsere Kleider her! Laß uns doch nicht nackend gehen!" Aber der Spieler rief im Bewußtsein dessen, daß Mahakala ihn schützte: „Ich gebe sie euch nicht zurück, wenn ihr mir nicht Kalawati als Gegengabe spendet!"

Da sahen sie wohl, daß mit dem Burschen nicht zu spaßen war; und da sie sich erinnerten, daß ein Fluch Indras Kalawati verurteilt hatte, mit einem Menschen zu leben, so fügten sie sich seinem Willen. Sie gaben ihm Kalawati in aller Form und lösten dadurch ihre Gewänder ein.

Als die Apsarasen davon geflogen waren, schuf Mahakala einen Palast, in dem der Spieler mit seiner jungen Gattin wohnte. Diese stieg tags über zum Himmel empor, um Indra zu dienen; in der Nacht aber kehrte sie regelmäßig zu ihrem Gatten zurück. Sie gewann ihn lieb und sagte einst zu ihm: „Da du der Meine geworden, Geliebter, hat sich Indras Fluch für mich zum Segen gewandelt." Da fragte sie ihr Gatte nach der Ursache des Fluches, und die Göttin erzählte:

Als ich einst im Garten Indras die Götter sah, ließ ich es mir einfallen, die Genüsse der Menschen zu rühmen und geringschätzig von denen der Himmelsbewohner zu reden, die nur den Augen zu gute kommen. Der Götterkönig Indra erfuhr dies und fluchte mir: „Geh denn! In der Ehe mit einem Sterblichen magst du diese menschlichen Genüsse genießen!" So kam unsere Verbindung zustande, die uns beiden so angenehm ist. Morgen aber muß ich auf längere Zeit im Himmel bleiben — hoffentlich wird dir die Trennung nicht

allzuſchwer — denn Rambha[1] ſoll vor Indra in einem neuen Stück auftreten. Und ſolange die Aufführung dauert, dürfen wir uns nicht entfernen."

Der Spieler, der durch ihre Liebe verwöhnt war, entgegnete: „Ich möchte gern die Pantomime mit anſehen. Kannſt du mich nicht heimlich mit dir nehmen?" Kalawati ſagte: „Wie dürfte ich das wagen? Wenn es der Götterkönig erführe, würde er ſehr böſe werden." Doch ihr Gatte beſtürmte ſie dermaßen mit Bitten, daß ſie in ihrer Liebe ſchließlich verſprach, ihn mitzunehmen. Am Morgen verbarg ſie ihn durch ihre Zaubermacht in einer Lotusblume, die ihr Ohr ſchmückte, und nahm ihn mit nach des großen Indra Palaſt. Als er die Tore ſah, deren Schmuck die Götterelefanten waren und den Park Nandana, der das Schloß lieblich umrahmte, war er ganz entzückt und deuchte ſich ſelbſt ein Gott zu ſein. Nun genoß er bei Indras Feſt, bei dem die Götter verſammelt waren, das wunderbare Schauſpiel. Rambha tanzte, und himmliſche Frauen begleiteten ſie mit ihrem Geſang. Narada[2] und andere Künſtler ſpielten auf ihren Inſtrumenten; und das alles durfte er mit anhören. Denn wem der höchſte Gott[3] gnädig iſt, dem iſt kein Genuß verſagt.

Kaum war das Schauſpiel zu Ende, ſo trat ein himmliſcher Mime in Bocksgeſtalt[4] auf und tanzte in himmliſchen Bewegungen. Als der Spieler dieſen ſah, erkannte er ihn und dachte: „Ach, den hab' ich ja oft in Udſchdſchajini geſehen als

---

[1] Rambha iſt eine Apſaras, das ſchönſte Weib in Indras Himmel. Sie tritt in einem mimiſchen Tanz auf. Dieſe mimiſchen Tänze ſind noch heute bei den Indern ſehr beliebte Schauſtellungen. Das Leben der Götter gleicht in allen Stücken dem der Menſchen.

[2] Ein Sohn Brahmans, Götterbote und Erfinder der Laute, ganz ſo wie der griechiſche Hermes.

[3] Hier = Mahakala.

[4] Ein Gott in tieriſcher Geſtalt, wie oben S. 62 der Wunſchbaum ein Gott in Pflanzengeſtalt iſt. Vgl. Einleitung S. XVIII.

ganz gewöhnlichen Ziegenbock; und hier vor Indra ist er ein so großer Mime? Das ist sicher ein unfaßbares himmlisches Blendwerk seltsamer Art!" Während er noch in seinem Herzen so dachte, war die Vorstellung des Mimen in Bocksgestalt und mit ihr zugleich die Aufführung an Indras Hof beendigt, und Kalawati trug fröhlich ihren Gatten in der Lotusblume nach Hause, mit der sie ihr Ohr geschmückt hatte.

Am nächsten Tage sah der Spieler den bocksgestaltigen Göttermimen, der wieder nach Udschdschajini gekommen war, redete ihn mit hochmütigen Worten an und sprach: „Schnell, tanze vor mir, wie du vor Indra tanzest. Schnell, Mime, zeig mir deinen Tanz, oder es geht dir übel!" Der Bock war sehr verwundert über diese Rede, sagte aber nichts. Er dachte: „Das ist doch nur ein Mensch; wie kommt *der* dazu, mich zu kennen?" Der Spieler wurde immer dringender, und da der Bock sich nicht zum Tanzen bequemte, bearbeitete ihm der erstere seinen Kopf mit seinem Stocke. Da eilte der Bock mit blutüberströmtem Kopfe wieder zu Indra und erzählte ihm die ganze Geschichte. Indra versank in tiefes Sinnen[1], und es ward ihm offenbar, wie Kalawati den Spieler zur Vorstellung Rambhas in den Himmel gebracht und wie dieser schlimme Bursche den Bockstanz gesehen hatte. Da rief der Gott Kalawati herbei und fluchte ihr: „Weil der Mensch, den du in deiner Leidenschaft heimlich heraufgebracht hast, den Bock so mißhandelt hat, um ihn zum Tanzen zu zwingen, so geh und werde zum Standbild an einer Säule des Tempels, den König Narasingha in Nagapura[2] hat bauen lassen."

Mit großer Mühe gelang es der Mutter der Apsaras, den Gott zu erweichen, so daß er dem Fluch ein Ziel setzte.

---

[1] Götter und Büßer erkennen alle Vorgänge auf Grund tiefer Meditation.

[2] = Hastinapura, eine alte, berühmte Königsstadt in der Nähe des heutigen Delhi.

Er ſagte: „Wenn dieſer Tempel, deſſen Bau viele Jahre beanſprucht hat, verfallen und dem Erdboden gleich geworden iſt, dann ſoll der Fluch von ihr genommen ſein.“

Weinend kam Kalawati zu ihrem Gatten und erzählte ihm mit bitteren Vorwürfen von Indras Fluch und dem Ziel, das dieſem geſetzt. Dann gab ſie ihm ihren Schmuck und verſchwand und ging in eine Statue ein, die eine Säule an dem genannten Tempel krönte.

Den Spieler aber quälte die Trennung von ihr wie Gift. Es ward ihm ſchwarz vor den Augen, er hörte nichts mehr, er verlor die Beſinnung und wälzte ſich am Boden. Als er wieder zur Beſinnung kam, jammerte er: „Ich wußte doch, daß es ein Geheimnis war, und dennoch hab' ich nicht ſchweigen können! Ich elender Tor! Aber Kerle wie ich haben ja keinen Charakter; wie könnten ſie ihre Gelüſte bezähmen! Nun muß ich die qualvolle Trennung erdulden!“ Aber bald hatte er ſich wieder gefaßt und dachte: „Jetzt hab' ich keine Zeit zur Betrübnis! Ich will mich ermannen und verſuchen, der Dauer des Fluches ein Ende zu machen.“ So dachte er und ſann. Dann legte der ſchlaue Burſche ſein Haar nach Büßerart in eine Flechte, kleidete ſich wie ein wandernder Asket, nahm Roſenkranz und Antilopenfell und ging nach Nagapura. Darauf vergrub er außerhalb der Stadt vier Töpfe mit dem Schmucke ſeiner Geliebten im Walde, einen im Oſten, einen im Weſten, einen im Norden, einen im Süden. Einen fünften Topf aber, der mit den koſtbarſten Juwelen[1] gefüllt war, vergrub er zur Nachtzeit mitten in der Stadt, abſichtlich auf dem Markte vor dem Tempel. Dann baute er ſich eine Hütte aus Laub am Ufer des Stromes (Ganga), begann ein heuchleriſches Büßerleben und tat, als ob er in Andacht verſunken wäre oder betete. Dreimal täglich badete er. Er aß nur Nahrung, die man ihm als milde Gabe reichte, und ehe er

[1] Gold, Diamant, Saphir, Rubin, Perle.

ſie verzehrte, legte er ſie auf einen Stein und ſpülte ſie mit Waſſer[1]. Und ſo ſtand er bald in dem Geruche, ein großer Büßer zu ſein.

Bald hörte auch der König von ihm und ließ ihn zu ſich bitten; und da der vermeintliche Büßer dieſer Aufforderung nicht Folge leiſtete, begab ſich der König zu ihm. Als der Fürſt bei ihm lange im Geſpräche verweilt hatte und ſich ſchon zum Gehen anſchickte, ließ plötzlich, da es Abend ward, in der Nähe ein Schakal ſein Geheul ertönen. Da lachte der verkappte Spieler. Der König fragte ihn, warum er gelacht habe, aber der Büßer meinte, der Grund könne ihn nicht intereſſieren. Als aber der König in ihn drang, den Grund zu nennen, ſagte der Schelm: „Herr, ich verſtehe die Sprache der Tiere. Der Schakal hat mir eben zugerufen: Öſtlich von der Stadt im Walde und zwar im Röhricht iſt ein mit Juwelenſchmuck gefüllter Topf vergraben; den kannſt du dir holen.“ Der König war ſehr neugierig geworden, und darum ging der Büßer mit ihm zu der Stelle, grub nach, holte den Topf heraus und ſchenkte ihn dem Könige.

Durch dieſes Geſchenk faßte der König Vertrauen und glaubte nun wirklich, der andere ſei ein hochweiſer Büßer, deſſen Worte nur Wahres kündeten und der frei ſei von allem Gelüſte nach Schätzen. Darum geleitete er ihn wieder nach ſeiner Hütte, warf ſich ihm wiederholt zu Füßen und kehrte in der Nacht mit ſeinen Miniſtern in ſeinen Palaſt zurück, überfließend vom Lobe der Vorzüge dieſes heiligen Mannes.

Der König beſuchte den Büßer nun öfter; und dieſer ſchenkte ihm, angeblich immer dadurch, daß er die Sprache der Tiere verſtand, die anderen drei Juwelentöpfe, die in den übrigen Himmelsgegenden vergraben waren. Nun ſtand bei dem König, den Bewohnern der Stadt, den Miniſtern und den

[1] Das Ganga-Waſſer heiligt die Speiſe.

Bewohnerinnen des Harems der Glaube an den Büßer felſenfeſt; der Betrüger hatte ſie völlig in ſeiner Gewalt.

Eines Tages geleitete ihn der König zu einem Tempelbeſuche. Dabei krächzte eine Krähe auf dem Markte. Da ſprach der Büßer: „Haſt du gehört, König, was die Krähe geſagt hat? ‚Hier auf dem Marktplatz vor dem Tempel iſt ein Krug mit den edelſten Juwelen vergraben; warum holſt du dir ihn nicht?‘ Das hat ſoeben die Krähe geſagt; komm und eigne dir den Schatz an.“ Dann führte er ihn zu der Stelle, hob den Schatz aus der Erde und ſchenkte ihn dem Fürſten. Dieſer war überglücklich, nahm den angeblichen Weiſen bei der Hand und führte ihn in den Tempel. Da ſtreifte der Asket an die Statue auf dem Pfeiler, in die ſeine Gattin eingegangen war, und ſah ſie; und Kalawati begann trotz ihrer Statuengeſtalt in ihrem Schmerze zu weinen, als ſie ihren Gatten erblickte. Der König und ſein Gefolge bemerkten dies mit ſtaunendem Entſetzen[1]. Der ſogenannte Weiſe ward befragt, was dies Wunder zu bedeuten habe. Der Schelm ſtellte ſich gleichfalls entſetzt und erſchüttert und ſagte: „Komm mit in deinen Palaſt, dann will ich dir's ſagen, obwohl es eigentlich zu entſetzlich iſt, als daß man es ausſprechen könnte.“ Mit dieſen Worten zog er den König fort nach dem Palaſte und ſagte dort zu ihm: „An falſcher Stelle und im unrechten Augenblick[2] iſt dieſer Tempel von dir gebaut; und deshalb wird dich in drei Tagen ein großes Unglück ereilen. Darum brach die Statue an dem Pfeiler bei deinem Anblick in Tränen aus. Iſt dir alſo dein Leben lieb, ſo lege noch heute ſchleunigſt den Tempel nieder und mache ihn der Erde gleich; und dann führe an einem geeigneten Platz und zu glückverheißender Stunde ein neues Gotteshaus

---

[1] Ein derartiges Wunder kündet immer Unheil.

[2] Siehe oben S. 28, Anm. 1.

auf, damit das böse Omen seine Wirkung verliere und dir und deinem Reiche Heil beschert sei."

Sofort ließ der König in seiner Angst den Bürgern diese entsetzliche Nachricht verkünden und machte in einem Tage den Tempel der Erde gleich, worauf er an anderer Stelle einen neuen Tempelbau begann. So wissen sich Betrüger das Vertrauen der Großen zu verschaffen und betören sie dann mit ihren Listen.

Als der Spieler seinen Zweck erreicht hatte, warf er das Büßergewand von sich und floh, bis er wieder nach Udschdschajini kam. Kalawati, der das nicht verborgen blieb, traf, von ihrem Fluch befreit, mit ihm auf dem Wege zusammen. Sie war natürlich sehr erfreut und tröstete ihn. Dann stieg sie zum Himmel empor und trat vor Indras Thron. Indra war sehr erstaunt; als sie ihm aber ihres Gatten List erzählt hatte, da mußte er lachen und gab sich zufrieden. Er sandte Kalawati und ließ ihn in den Himmel entbieten; und weil er an seiner Klugheit und an seinem Mute Gefallen fand, nahm er ihn ehrenvoll auf, gab ihm Kalawati für immer zur Gemahlin und reihte ihn in sein Gefolge ein.

Und von Stund' ab lebte der kluge Mann wie ein Gott mit Kalawati in seligem Bunde im Himmel durch Siwas Gnade.

(CXXI, 72 ff.)

Tschandamahasena.

In Indien liegt eine Stadt, Udschdschajini genannt, eine Zierde der Erde, die mit ihren weißgetünchten Palästen Indras Residenz Amarawati zu verlachen scheint. In dieser Stadt wohnt Siwa selbst, der Herr des Weltalls, unter der

Form Mahakalas[1], so oft er sich von der Vorliebe freimacht, die er für seinen Wohnsitz auf dem Kailasa[2] hegt. Der König, der in dieser Stadt residierte, hieß Mahendrawarman, ein vortrefflicher Fürst. Sein Sohn, der seiner würdig war, führte den Namen Dschajasena. Dieser hatte gleichfalls einen Sohn, Mahasena geheißen, von unvergleichlich starkem Arm, ein Elefant unter den Königen. Als dieser König geworden und sein Reich schirmte, kam ihm eines Tages der Gedanke: „Ich habe weder ein Schwert, das meiner würdig wäre, noch eine Gemahlin aus edlem Geschlecht.“ Und da ihm dieser Gedanke keine Ruhe ließ, begab er sich in den Tempel der Tschandika[3]. Dort verweilte er lange Zeit in strengem Fasten und Gebet. Sodann schnitt er sich Fleischstücke aus seinem Leibe und brachte sie der Göttin als Opfer dar. So errang er sich ihre Huld. Die Göttin erschien ihm und sprach: „Ich bin dir gnädig, Sohn, und schenke dir dieses treffliche Schwert, durch dessen Güte du für deine Feinde unbesiegbar bist. Auch eine Gattin wirst du bald erlangen, Angarawati, die Tochter des Asuren[4] Angaraka, die schönste Jungfrau, die die Dreiwelt[5] hegt. Und weil du hier ein so schreckliches (tschanda)-Opfer vollbracht, so soll dein Name von nun an Tschanda-Mahasena sein.“ Nach diesen Worten reichte ihm die Göttin das Schwert und verschwand. Der König aber war hocherfreut, hatten sich doch seine Wünsche erfüllt!

Dieses Schwert und ein gewaltiger, ungestümer Elefant waren seine beiden kostbarsten Juwelen, dem Donnerkeil und

---

[1] Siehe S. 59, Anm. 3.

[2] Ein Gipfel des Himalaja. Auf ihm liegt Siwas „Himmel“, während er in Udschdschajini einen berühmten, oft erwähnten Tempel hatte.

[3] Durga, Siwas Gemahlin, in ihrer schrecklichen Gestalt, die Schutzgottheit der Krieger.

[4] Die Asuren sind mächtige, götterfeindliche Dämonen.

[5] Die Welt der Götter, der Menschen und die Unterwelt.

dem Elefanten Airawana vergleichbar, die Indras beſte Habe ſind.

Durch ihren Beſitz beglückt begab ſich der König einſt auf die Jagd in einen großen Wald. Da ſah er plötzlich einen gewaltigen Eber von ſchrecklichem Ausſehen; erſchien es doch, als wäre das Dunkel der Nacht plötzlich, zu einem Klumpen geballt, am Tage herabgeſunken. Sofort ſandte der Fürſt auf das Tier ſeine ſcharfen Pfeile; doch keiner vermochte es zu verwunden. Der Eber griff den Wagen des Königs an, wandte ſich aber dann zur Flucht und verſchwand in einer Höhle. Sofort ſprang der König von ſeinem Gefährt, und nur mit ſeinem Bogen bewaffnet eilte er in die Höhle, ihm nach. Als er in derſelben ein langes Stück gegangen war, ſah er eine herrliche, große Stadt[1]. Sehr erſtaunt ging er in dieſelbe hinein und ſetzte ſich am Ufer eines langen Teiches nieder. Auf einmal ſah er ein von hundert Frauen umgebenes jugendfriſches Mädchen einherſchreiten, dem Pfeile des Liebesgottes vergleichbar, der alle Beherrſchung durchbohrt. Sie ſtieg zum Bade nieder; aber ihr Bad war nur ein Schein; denn ſie näherte ſich allmählich dem König und konnte ihr Auge gar nicht von ihm wenden, das ihn mit leidenſchaftlicher Liebe gleichſam überflutete. Sie flüſterte ihm zu: „Wer biſt du, ſchöner Mann, und welche Abſicht hat dich hierher geführt?“ Der König ſchilderte ihr wahrheitsgetreu ſein Erlebnis. Da drangen ihr Tränen der Sehnſucht aus den Augen, und alle Feſtigkeit ſchwand aus ihrem Herzen. Der König fragte: „Wer biſt du, und warum weinſt du?“ Sie aber, ganz im Banne der Liebe, erwiderte: „Der Eber, der in die Höhle floh, iſt der Daitja[2] Angaraka; ich aber bin ſeine Tochter Angarawati, o Fürſt. Seine Haut beſteht aus

---

[1] Die Höhle iſt ein Verbindungsgang zwiſchen der Menſchenwelt und der Unterwelt, in der die Aſuren wohnen.

[2] = Sohn der Diti, der Stammmutter der Aſuren.

Diamant, und die hundert Jungfrauen, die du hier siehst, sind Königstöchter, die er aus den Schlössern ihrer Väter entführt hat, auf daß sie mir dienen. Durch einen Fluch ist er, der große Asura, zum Rakschasa[1] geworden, der Menschen frißt; und wenn er dich heute entrinnen ließ, obwohl du in seiner Gewalt warst, so war es nur, weil ihn Hitze und Ermattung geschwächt. Jetzt hat er seine Ebergestalt abgestreift und sich zur Ruhe begeben; sobald er aber aus seinem Schlaf erwacht, wird es dir sicher übel ergehen. Weil ich nun keine Rettung für dich sehe, quellen meine Tränen, heiß vom Feuer des Kummers, der mich quält; und mit ihnen droht mein Leben zu enteilen."

Als der König diese Worte vernommen, erwiderte er: „Wenn du mich wirklich liebst, dann tu, was ich dir sage. Wenn dein Vater erwacht ist, so weine vor ihm. Er wird dich sicher nach der Ursache deines Schmerzes fragen. Dann mußt du zu ihm sagen: „Was soll aus mir werden, wenn dich jemand tötet? Das ist der Kummer, der mich quält." Wenn du meinen Worten folgst, so wird uns beiden daraus Heil erblühen."

Die Jungfrau versprach, seiner Weisung zu folgen. Sie versteckte ihn, weil sie für sein Wohl besorgt war, und ging dann zu ihrem Vater, der noch im Schlafe lag. Als er erwachte, begann sie zu weinen, und er fragte sie: „Warum weinst du, meine Tochter?" Sie antwortete, wie der König ihr geraten. Da mußte ihr Vater lachen und sprach: „Wer sollte mich denn töten? Bin ich nicht am ganzen Körper mit Diamant gepanzert? Nur an der linken Hand habe ich eine verwundbare Stelle, und die wird durch den Bogen verdeckt." So tröstete der Daitja seine Tochter.

Der König hatte alles in seinem Versteck mit angehört.

---

[1] Zum menschenfressenden Unhold.

Als der Danawa[1] seine Tochter getröstet, stand er sogleich auf, nahm ein Bad und ging dann schweigend daran, den Gott Siwa zu verehren. Da zeigte sich ihm der König, ging mit schußbereitem Pfeil auf den erschrockenen Daitja zu und forderte ihn zum Zweikampf heraus. Schweigend hob dieser die linke Hand empor, um dem König dadurch anzudeuten, er solle sich einen Augenblick gedulden[2]. Dieser aber schnellte augenblicklich mit leichter Hand seinen Pfeil, der dem Daitja in die verwundbare Stelle fuhr. Der große Asura stieß einen furchtbaren Schrei aus, da die Wunde tödlich war, fiel zur Erde und verschied. Sein Besieger aber nahm die Tochter des Getöteten und zog mit ihr nach Udschdschajini, wo er sich mit ihr vermählte.

(XI, 31.)

Frauentreue.

In der Stadt Tamralipti lebte ein reicher Kaufmann Namens Dhanadatta; und da er kinderlos war, lud er einst eine Anzahl Brahmanen ein und sprach, sich vor ihnen neigend: „Helfet mir dazu, daß mir bald ein Sohn geboren werde.“ Da sprachen die Brahmanen: „Nichts leichter als dies! Denn alles können die Brahmanen auf der Welt erreichen durch vorschriftsmäßig ausgeführtes Opfer.“ Also feierten sie für Dhanadatta ein Opfer, bei dem es nicht am nötigen Opferlohn gebrach[3], und dem Handelsherrn ward wirklich ein Sohn

[1] = Asura.

[2] Der Daitja darf sich in seiner Andacht nicht stören lassen.

[3] Das wird hinzugefügt, um den Leser daran zu gemahnen, daß diese Spende durchaus zum Opfer gehört. Ähnlich verfahren die Rhapsoden unserer deutschen Heldenlieder. Der Beweggrund ist bei den brahmanischen und bei den christlichen Erzählern derselbe.

geboren. Guhaſena — dieſen Namen hatte er erhalten — wuchs mit der Zeit zum Jüngling heran, und ſein Vater hielt Ausſchau nach einer Gemahlin für ihn. So machte ſich denn Dhanadatta mit ſeinem Sohne auf die Reiſe nach einer anderen Inſel, angeblich, um Handel zu treiben, in Wahrheit, um ſich eine Schwiegertochter zu ſuchen. Bei einem angeſehenen Kaufmann Namens Dharmagupta hielt er für ſeinen Sohn Guhaſena um die Hand Dewaſmitas („Götterlächeln"), ſeiner Tochter, an. Dharmagupta indeſſen ſtimmte dieſer Verbindung nicht zu, weil er ſein Kind lieb hatte und Tamralipti ihm zu ferne lag. Dewaſmitas Herz aber, die den Jüngling bei dieſer Gelegenheit geſehen, ward von ſeinen Vorzügen ſo ſtark angezogen, daß ſie beſchloß, die Ihrigen zu verlaſſen. Durch den Mund einer Freundin (d. i. Dienerin) verabredete ſie eine Zuſammenkunft und verließ darauf mit dem Geliebten und ſeinem Vater die Inſel. Sobald die jungen Leute in Tamralipti eingetroffen, feierten ſie Hochzeit, und die Herzen der Gatten waren durch die Bande der Liebe aneinander gefeſſelt.

Da ſtarb Guhaſenas Vater, und es geſchah, daß ſeine Verwandten ihn zu einer Handelsreiſe nach der Inſel Kataha drängten. Seine Gattin war aber mit dieſer Fahrt nicht einverſtanden; denn ſie war ſehr eiferſüchtig und fürchtete, er möchte ſeine Liebe einem andern Weibe ſchenken. Da ihn nun die Verwandten drängten, ſeine Gattin dagegen ſich widerſetzte, war er darüber unſchlüſſig, wem er folgen ſollte. So tat er denn ein Gelübde, ging in einen Tempel und faſtete daſelbſt, damit der Gott ihm einen Ausweg zeigen ſollte, und Dewaſmita unterzog ſich demſelben Gelübde wie er. Da erſchien Siwa den Gatten im Traume, gab jedem eine rote Lotosblume und ſagte zu ihnen: „Traget beide eure Lotosblume in der Hand, und wenn einer von euch in der Ferne dem anderen die Treue bricht, dann wird die Blume in der Hand des anderen welken. Wo nicht, ſo bleibt ſie friſch." Kaum hatten die beiden dieſe Worte vernommen, ſo erwachten

ſie und erblickten die Blumen, gleichſam eines jeden Herz in der Hand des anderen.

Darauf machte ſich Guhaſena mit ſeinem Lotos in der Hand auf die Reiſe, und Dewaſmita blieb daheim und verwandte kein Auge von ihrer Blume. Der Kaufmann gelangte bald nach der Inſel Kataha und ging daran, Juwelen zu handeln und zu vertreiben. Vier dortige Kaufmannsſöhne aber hatten mit Staunen bemerkt, daß er ſtets einen nie welkenden Lotos in der Hand hielt. So führten ſie ihn denn mit Liſt in ihre Wohnung, gaben ihm viel Wein zu trinken und fragten ihn dann, was es damit für eine Bewandtnis habe; und in ſeiner Trunkenheit erzählte er ihnen alles. Da ſich die vier nun denken konnten, daß der Ein- und Verkauf der Juwelen lange Zeit beanſpruchen würde, verabredeten ſich die Schurken, und um ihre Neugier zu befriedigen, fuhren ſie raſch und ungeſehen nach Tamralipti in der Abſicht, die Keuſchheit ſeiner Gattin zu verletzen. Während ſie dort noch über ein Mittel nachſannen, das zur Ausführung ihres Planes dienen konnte, gewahrten ſie an einem Buddhatempel eine Nonne Namens Jogakarindika. Zu dieſer ſagten ſie in liebevollem Tone: „Heilige Frau, wenn du unſer Begehren erfüllſt, ſo wollen wir dir reichen Lohn geben.“ [1] Sie aber entgegnete: „Sicherlich tragt ihr jungen Herren nach einem Weibe Verlangen; ſo redet denn, ich will's erfüllen, obgleich mich nicht nach Geld gelüſtet. Denn ich habe eine kluge Schülerin Namens Siddhikari („die Erfolgreiche“), durch deren Güte ich unermeßliche Schätze erworben.“

Die Kaufmannsſöhne fragten: „Wie haſt du durch die Güte deiner Schülerin viel Reichtum erhalten?“ Die Nonne erwiderte: „Wenn ihr das zu wiſſen begehrt, ſo höret; ich will's euch erzählen.“

---

[1] Die buddhiſtiſchen Nonnen betreiben häufig das Geſchäft der Kupplerin.

Siddhikaris Geschichte.

In diese Stadt kam einst vom Norden her irgend ein Handelsherr, und während er hier wohnte, ging meine Schülerin verkleidet in sein Haus und verdingte sich listig als Dienerin. Nachdem sie sein Vertrauen erworben, stahl sie ihm seinen ganzen Goldschatz und verließ darauf bei Tagesgrauen sein Haus. Vor der Stadt ward ihrer ein Domba gewahr[1], der eine Trommel in der Hand hielt; und da er sie aus Furcht so eilen sah, lief er ihr nach, um sie zu berauben. Unter einem Feigenbaum[2] holte er sie ein. Da stellte sich die Listige betrübt und sprach zu ihm: „Weil ich mich vorhin mit meinem Manne gezankt, habe ich das Haus verlassen; binde mir also, bitte, eine Schlinge an diesen Baum, damit ich mir das Leben nehmen kann." Der Domba dachte: „Sie mag sich hängen, so wird mir's erspart, ein Weib zu töten"[3]. Also befestigte er die Schlinge am Baume. Da stellte sich Siddhikari recht einfältig und sagte zu ihm: „Wie macht man's denn, wenn man sich hängen will? Mache mir's einmal vor." Der Domba trat auf seine Trommel, legte seinen Kopf in die Schlinge und sprach: „So wird's gemacht." Aber blitzschnell hatte meine Schülerin mit einem Fußtritt die Trommel zertrümmert, und der Domba fand in der Schlinge selbst seinen Tod.

Der Kaufmann, dem Siddhikari seinen großen Schatz geraubt hatte, war ihr nachgeeilt und hatte sie eben in der

---

[1] Die Domba bilden eine der niedrigsten Kasten und werden als Henker verwandt. Die Trommel führen sie, um vor der Hinrichtung bei ihrem Klang das Urteil zu verkünden.

[2] Der indische Feigenbaum (Njagrodha) ist der mächtigste der indischen Bäume.

[3] Der an einem Weibe begangene Mord ist eine schwerere Sünde, als die Ermordung eines Mannes mit Ausnahme des Brahmanen. Der Brahmanenmord ist die schwerste Sünde, die es überhaupt gibt.

Ferne geſehen. Auch ſie ſah ihn herankommen, und unbemerkt ſtieg ſie auf den Baum, ſetzte ſich auf einen Aſt und barg ihren Körper im dichten Laube[1]. Und als der Kaufmann mit ſeinen Dienern herbeikam, gewahrte er wohl die Schlinge und den Domba, aber von Siddhikari war nirgends etwas zu ſehen. Einer von ſeinen Knechten dachte: „Wenn ſie nur nicht auf den Baum geſtiegen iſt!“ und ſogleich kletterte er hinauf. Da flüſterte Siddhikari ihm zu: „Immer habe ich dich geliebt, und gerade du mußt heraufſteigen! Sieh, Schatz, das Geld iſt alles dein. Komm und herze mich.“ Damit umarmte ſie ihn, und während ſie ſeinen Mund küßte, biß ſie mit ihren Zähnen dem Pinſel die Zunge ab. Dieſer fiel, vom Schmerz übermannt, vom Baume hinunter; aus ſeinem Munde ſpie er Blut, und „lallalla“, ſo klang es unverſtändlich, als er reden wollte.

Bei dieſem Anblick ward der Kaufmann vom Grauſen gepackt. Er glaubte, ein Geſpenſt ſei in ſeinen Knecht gefahren, und nur der Flucht gedenkend eilte er mit ſeinen Dienern nach Hauſe[2]. Die Nonne Siddhikari aber, die nicht weniger Angſt ausgeſtanden hatte, ſtieg aus dem Wipfel des Baumes herab und kehrte heim — nicht ohne das Geld.

Das iſt meine Schülerin, gewandt in allen Liſten, und ſo, liebe Kinder, bin ich durch ihre Güte zu Vermögen gekommen.

---

[1] Der indiſche Feigenbaum treibt viele Luftwurzeln und iſt daher leicht zu beſteigen.

[2] In den Toten lebt oft eine Art Geſpenſter, Wetala genannt. Dieſe verletzen oft Menſchen, die mit ihnen in Berührung kommen, beißen ihnen z. B. die Naſe ab. Wie die Götter oben S. 37 und S. 58, ſo haben auch Geſpenſter und Dämonen aller Art die Fähigkeit, in die Leiber lebender Menſchen einzudringen, die dann wahnſinnig („beſeſſen“) werden. Der Kaufmann und ſeine Leute fliehen, weil ſie fürchten, der Wetala, der aus dem gehängten Domba in ſeinen Diener übergegangen ſei, könne aus dieſem wiederum in einen von ihnen übergehen.

Kaum hatte die Nonne also zu den Kaufmannssöhnen gesprochen, da kam ihre Schülerin, und sie stellte sie den jungen Leuten vor und sagte zu ihnen: „Kinder, sagt jetzt offen, wer das Weib ist, das ihr begehrt; ich will es euch schnell verschaffen.“

Die Jünglinge erwiderten: „Dewasmita, die Frau des Kaufmanns Guhasena; mit der bringe uns zusammen!“

Die Nonne versprach es zu tun und lud die Kaufmannssöhne ein, in ihrem Hause zu wohnen. Und nachdem sie Guhasenas Diener durch Leckerbissen und ähnliche Spenden gewonnen, ging sie selbst mit ihrer Schülerin in sein Haus. Als sie aber auf die Tür des Schlafzimmers[1] der Dewasmita zuging, stellte sich ihr eine dort an einer Kette befestigte Hündin mit außergewöhnlichem Ungestüm entgegen. Als dies Dewasmita bemerkte, ließ sie *selbst* die Nonne ein, konnte sich aber deren Besuch nicht erklären. Die Nonne sprach ihren Segen, heuchelte der treuen Dewasmita gegenüber höchste Ehrerbietung und sagte zu ihr: „Schon immer hegte ich den Wunsch, dich zu sehen. Heute aber erschienst du mir im Traume, und darum bin ich in meiner Sehnsucht gekommen, dich zu besuchen. In der Seele tut es mir weh, daß ich so sehen muß, wie dein Gatte dich verlassen. Was nützen Schönheit und Jugend, wenn sie nicht von einem geliebten Manne genossen werden?“ Solche und ähnliche Trostesworte spendete sie der Guten lange Zeit, bis sie sich endlich verabschiedete und nach Hause ging.

Am zweiten Tage nahm sie ein Stück Fleisch, in das sie eine große Menge gestoßenen Pfeffers gestreut hatte, und trat wieder in Dewasmitas Haus. Das Fleisch gab sie der Hündin an der Tür, und diese schlang es gierig samt dem Pfeffer hinab. Infolge des Pfeffers rannen nun dem Tiere reichlich Tränen aus den Augen und Wasser aus der Nase; die Nonne

[1] Des Boudoirs!

aber ging sogleich zu Dewasmita, ward von ihr gastlich aufgenommen und brach in Tränen aus, die Falsche! Von Dewasmita nach dem Grunde ihres Kummers gefragt, konnte sie kaum reden; sie schluchzte: „Sieh einmal, Töchterchen, wie draußen die Hündin weint.“ Dewasmita sah nach, und richtig! es war, als weinte die Hündin. Da dachte sie einen Augenblick über das seltsame Vorkommnis nach. Die Nonne aber unterbrach sie in ihrem Sinnen und sagte: „Töchterchen! In einem früheren Dasein waren ich und diese Hündin die beiden Frauen eines Brahmanen. Unser Gatte ging fortwährend weit in fremde Länder als Gesandter im Auftrage des Königs. Wenn er nun verreist war, gesellte ich mich zu Männern, so oft es mir beliebte; und so kam die Menge der Elemente und Sinne meines Körpers nicht um die ihnen gebührenden Genüsse. Das höchste Gebot aber ist, die Elemente und Sinne nicht zu schädigen. So bin ich denn, Töchterchen, hier wiedergeboren worden mit der Gabe, mich meines früheren Daseins zu erinnern[1]. Jene aber tat in ihrer Einfalt nichts, als daß sie ihre Tugend wahrte; so ist sie denn durch einer Hündin Leib geboren worden, kann sich aber gleichfalls auf ihr früheres Leben besinnen.“ „Ein sonderbares Gebot! Sicherlich nur eine Schelmerei dieses Weibes!“ so dachte die kluge Dewasmita. Dennoch sagte sie: „So alt bin ich geworden, du Heilige, und habe von diesem Gebote noch nichts gehört! Nun, so bringe mich denn mit einem liebenswürdigen Manne zusammen!“ Da sprach die Nonne: „Es weilen gerade einige Kaufmannssöhne hier, die von einer anderen Insel gekommen sind; die will ich dir zuführen.“

Mit diesen Worten ging die Nonne fröhlichen Herzens nach Hause; Dewasmita dagegen sagte mutwillig zu ihren Dienerinnen: „Sicherlich haben ein paar schlimme Kaufmanns-

[1] Diese Gabe besitzen — wie Pythagoras! — angeblich manche Menschen infolge guter Taten in einer früheren Existenz.

Kaum hatte die Nonne also zu den Kaufmannssöhnen gesprochen, da kam ihre Schülerin, und sie stellte sie den jungen Leuten vor und sagte zu ihnen: „Kinder, sagt jetzt offen, wer das Weib ist, das ihr begehrt; ich will es euch schnell verschaffen."

Die Jünglinge erwiderten: „Dewasmita, die Frau des Kaufmanns Guhasena; mit der bringe uns zusammen!"

Die Nonne versprach es zu tun und lud die Kaufmannssöhne ein, in ihrem Hause zu wohnen. Und nachdem sie Guhasenas Diener durch Leckerbissen und ähnliche Spenden gewonnen, ging sie selbst mit ihrer Schülerin in sein Haus. Als sie aber auf die Tür des Schlafzimmers[1] der Dewasmita zuging, stellte sich ihr eine dort an einer Kette befestigte Hündin mit außergewöhnlichem Ungestüm entgegen. Als dies Dewasmita bemerkte, ließ sie *selbst* die Nonne ein, konnte sich aber deren Besuch nicht erklären. Die Nonne sprach ihren Segen, heuchelte der treuen Dewasmita gegenüber höchste Ehrerbietung und sagte zu ihr: „Schon immer hegte ich den Wunsch, dich zu sehen. Heute aber erschienst du mir im Traume, und darum bin ich in meiner Sehnsucht gekommen, dich zu besuchen. In der Seele tut es mir weh, daß ich so sehen muß, wie dein Gatte dich verlassen. Was nützen Schönheit und Jugend, wenn sie nicht von einem geliebten Manne genossen werden?" Solche und ähnliche Trostesworte spendete sie der Guten lange Zeit, bis sie sich endlich verabschiedete und nach Hause ging.

Am zweiten Tage nahm sie ein Stück Fleisch, in das sie eine große Menge gestoßenen Pfeffers gestreut hatte, und trat wieder in Dewasmitas Haus. Das Fleisch gab sie der Hündin an der Tür, und diese schlang es gierig samt dem Pfeffer hinab. Infolge des Pfeffers rannen nun dem Tiere reichlich Tränen aus den Augen und Wasser aus der Nase; die Nonne

[1] Des Boudoirs!

aber ging sogleich zu Dewasmita, ward von ihr gastlich aufgenommen und brach in Tränen aus, die Falsche! Von Dewasmita nach dem Grunde ihres Kummers gefragt, konnte sie kaum reden; sie schluchzte: „Sieh einmal, Töchterchen, wie draußen die Hündin weint.“ Dewasmita sah nach, und richtig! es war, als weinte die Hündin. Da dachte sie einen Augenblick über das seltsame Vorkommnis nach. Die Nonne aber unterbrach sie in ihrem Sinnen und sagte: „Töchterchen! In einem früheren Dasein waren ich und diese Hündin die beiden Frauen eines Brahmanen. Unser Gatte ging fortwährend weit in fremde Länder als Gesandter im Auftrage des Königs. Wenn er nun verreist war, gesellte ich mich zu Männern, so oft es mir beliebte; und so kam die Menge der Elemente und Sinne meines Körpers nicht um die ihnen gebührenden Genüsse. Das höchste Gebot aber ist, die Elemente und Sinne nicht zu schädigen. So bin ich denn, Töchterchen, hier wiedergeboren worden mit der Gabe, mich meines früheren Daseins zu erinnern[1]. Jene aber tat in ihrer Einfalt nichts, als daß sie ihre Tugend wahrte; so ist sie denn durch einer Hündin Leib geboren worden, kann sich aber gleichfalls auf ihr früheres Leben besinnen.“ „Ein sonderbares Gebot! Sicherlich nur eine Schelmerei dieses Weibes!“ so dachte die kluge Dewasmita. Dennoch sagte sie: „So alt bin ich geworden, du Heilige, und habe von diesem Gebote noch nichts gehört! Nun, so bringe mich denn mit einem liebenswürdigen Manne zusammen!“ Da sprach die Nonne: „Es weilen gerade einige Kaufmannssöhne hier, die von einer anderen Insel gekommen sind; die will ich dir zuführen.“

Mit diesen Worten ging die Nonne fröhlichen Herzens nach Hause; Dewasmita dagegen sagte mutwillig zu ihren Dienerinnen: „Sicherlich haben ein paar schlimme Kaufmanns-

[1] Diese Gabe besitzen — wie Pythagoras! — angeblich manche Menschen infolge guter Taten in einer früheren Existenz.

söhne, die in meines Mannes Hand die nicht welkende Lotosblume gesehen, ihn nach ihrem Wesen gefragt, als er berauscht war, und sind aus Neugier nun gekommen, mich zu verderben; die haben gewiß diese Schandnonne geschickt. So holet denn schnell Wein herbei und mischt ihn mit Dhattura[1]; dann geht und laßt einen eisernen Hundefuß fertigen." Und die Dienerinnen gehorchten. Eine unter ihnen aber legte auf Befehl ihrer Herrin deren Kleider an. Die Nonne nahm inzwischen einen von den vier Kaufmannssöhnen, von denen jeder der erste sein wollte, hüllte ihn in die Gewänder ihrer Schülerin und ging mit ihm nach dem Haus der Dewasmita. Als es Abend geworden und sie ihn hineingebracht, verließ sie es wieder und verschwand. Darauf gab jene als Dewasmita verkleidete Dienerin dem Kaufmannssohn ehrerbietig den mit Dhattura gemischten Wein zu trinken. Als ihm dieser wie sein sündiges Verlangen die Besinnung geraubt, zogen ihm die Dienerinnen die Kleider aus, daß er splitternackt war. Dann brandmarkten sie ihm mit dem Hundefuß die Stirn[2], trugen ihn hinaus in die Nacht und warfen ihn in eine mit Unrat gefüllte Grube.

Als die Nacht zu Ende ging, kam er wieder zur Besinnung und sah sich in die Grube versenkt, als wäre es die ihm durch seine Sünden zugefallene Hölle Awitschi[3]. Da stand er auf, badete sich, befühlte mit der Hand das Mal auf seiner Stirn und ging nackt, wie er war, in das Haus der Nonne. Um aber nicht allein der Lächerlichkeit zu verfallen, sagte er bei seiner Ankunft zu den anderen Freunden, er sei beraubt worden; und indem er Kopfschmerzen infolge der durchwachten Nacht und des übermäßigen Trinkens vorschützte,

---

[1] Ein Pflanzenstoff (Dattura alba, 'the white thorn apple'), der von den Erotikern nur als Stimulans empfohlen wird. Hier wird er als Betäubungsmittel gebraucht.

[2] Eine Strafe, die entlaufenen Sklaven zu teil ward.

[3] Dies ist der Name der Hölle, in die die Ehebrecher kommen.

verbrachte er den Tag, seinen gebrandmarkten Kopf mit einem Tuch verhüllt. Genau so schmählich ward der zweite Kaufmannssohn behandelt, als er am Abend in Dewasmitas Haus gegangen. Auch er kam nackt zurück und sagte: „Trotzdem ich all meinen Schmuck dort abgelegt habe, bin ich von Räubern ausgeplündert worden, als ich das Haus verlassen.“ Auch er schützte heftige Schmerzen vor und umhüllte seine gebrandmarkte Stirn mit einem Tuche.

So mußten nacheinander alle die verliebten Kaufmannssöhne mit Beschämung diese schmähliche Behandlung nebst Brandmarkung und Verlust ihres Eigentums über sich ergehen lassen. Und um der Nonne eine gleiche Mißhandlung zu sichern, schieden sie von ihr, ohne ihr zu verraten, wie es ihnen ergangen.

Unsere Nonne machte sich am folgenden Tage mit ihrer Schülerin auf ins Haus der Dewasmita in dem frohen Bewußtsein, daß sie ihren Zweck erreicht hatte. Ehrfurchtsvoll ward sie aufgenommen, und die Herrin des Hauses setzte auch ihr mit Dhattura gemischten Wein vor, den sie aus Dankbarkeit hatte holen lassen, wie sie sagte. Und als die Nonne davon betrunken war, ließ die Getreue ihr und ihrer Schülerin Ohren und Nasen abschneiden[1] und beide gleichfalls in den unsauberen Schlamm werfen.

Doch nun machte sie sich Sorgen, daß die Kaufmannssöhne vielleicht gehen und ihren Gatten töten könnten, und deswegen erzählte sie die Geschichte ihrer Schwiegermutter. Diese sagte zu ihr: „Du hast recht gehandelt, meine Tochter; aber vielleicht kann meinem Sohne etwas Böses zustoßen.“ Da sagte Dewasmita: „Wie einst Saktimati durch ihre Klugheit ihren Gatten gerettet, so will ich jenen auch erretten.“ „Erzähle mir, Tochter, wie Saktimati ihren Gatten gerettet.“ Also von ihrer Schwieger befragt, antwortete Dewasmita:

[1] Die gewöhnliche Strafe für Ehebrecherinnen.

Geschichte der Saktimati.

In der Hauptstadt unseres Landes befindet sich ein mächtiger Jakscha[1], Manibhadra geheißen, dessen Tempel unsere Vorfahren gebaut haben. Zu diesem kommen die Bewohner, beten zu ihm, und um Erfüllung ihrer verschiedenen Wünsche zu erlangen, bringen sie ihm allerhand Opfergaben dar. Und wenn in der Nacht ein Mann in Gemeinschaft mit der Frau eines Anderen betroffen wird, so wird er im Allerheiligsten[2] dieses Jakscha mit ihr zusammen gefangen gesetzt. Am Morgen wird er dann gleichfalls mit dem Weibe vor des Königs Tribunal gebracht, und wenn er überführt ist, wird er bestraft: so will es die Satzung. Einst wurde nun in der Nacht ein Kaufmann von einem Polizisten bei dem Weibe eines Anderen betroffen, nach dem Jakscha-Tempel geführt, mit der Ehebrecherin hineingesteckt, und der Tempel ward mit starkem Riegel geschlossen. Zu gleicher Zeit erfuhr dieses Kaufmanns kluge und treue Gemahlin Saktimati die Sache. Entschlossen nahm sie eine Opfergabe, verkleidete sich und ging, von ihren Freundinnen umgeben, noch während der Nacht mutig zu dieses Jakschas Heiligtum. Der Priester, den nach ihren Opfergaben gelüstete, sagte es dem Polizisten, öffnete das Tor und ließ sie ein. Drinnen fand sie ihren Gatten, der sehr beschämt war, samt dem Weibe. Da gab sie dem Weibe ihre Kleider und befahl ihm, hinauszugehen. So ging diese Frau denn in Saktimatis Gewändern in der Nacht hinaus; Saktimati aber blieb mit ihrem Manne zusammen im Tempel. Als nun am Morgen die Beamten des Königs kamen und nachsahen, da sahen alle, daß der Kaufmann in Gesellschaft seiner Gattin war. Sobald der König dies erfuhr, entließ er den Kaufmann aus dem Jakschatempel — dem

[1] Siehe oben S. 9, Anm. 1 und das Register.

[2] Der Raum, in dem das Bildnis des Jakscha steht.

Schuldigen war es, als würde er aus dem Rachen des Todes befreit — und bestrafte den Polizisten.

So hat einst Saktimati durch Klugheit ihren Gatten gerettet, und auch ich will gehen und meinen Gemahl durch eine List beschützen. So sprach die arme Dewasmita heimlich zu ihrer Schwiegermutter, verkleidete sich und ihre Dienerinnen als Kaufleute, bestieg ein Schiff und fuhr, als wolle sie Handel treiben, nach der Insel Kataha, wo sich ihr Gemahl befand. Als sie ankam, sah sie ihren Guhasena inmitten eines Kreises von Kaufleuten; und ihr erschien er wie der verkörperte Trost. Auch er sog sie förmlich ein mit seinen Blicken, obwohl sie in ihren Männerkleidern noch fern war, und dachte: „Wer mag wohl dieser Kaufmann sein, der meiner Geliebten so ähnlich ist?"

Dewasmita begab sich zum Könige und sagte zu ihm: „Ich habe eine Mitteilung zu machen; lasset alle Bürger zusammenrufen." Der König erfüllte diese Bitte und fragte neugierig die als Kaufmann Verkleidete: „Was hast du zu verkünden?" Da sprach Dewasmita: „Hier unter diesen Bürgern befinden sich vier meiner Sklaven, die mir entflohen; die möge deine Majestät mir ausliefern." Der König entgegnete: „Hier stehen alle Bewohner der Stadt; prüfe sie und nimm deine Sklaven." Da faßte sie jene vier Kaufmannssöhne, denen sie früher in ihrem Hause so übel mitgespielt hatte und deren Köpfe in Turbane gehüllt waren. Die anwesenden Kaufleute aber riefen ihr zornig zu: „Wie sollten diese Söhne von Karawanenherren deine Sklaven sein?" Doch sie entgegnete: „Wenn ihr's nicht glaubt, so seht euch ihre Stirnen an, die ich mit Hundefüßen gebrandmarkt habe." „Das soll geschehen," riefen die andern und lösten den vieren ihre Kopftücher: da sahen alle die Hundefüße, die sich auf ihren Stirnen befanden. Beschämt stand die Kaufmannschaft da. Der König selbst aber fragte verwundert die Dewasmita,

was das zu bedeuten habe; und sie erzählte die ganze Geschichte. Nun brachen alle Leute in lautes Lachen aus, und der König sprach: „Mit Fug und Recht sind sie deine Sklaven.“ Um nun die vier aus der Knechtschaft zu erlösen, gaben die anderen Handelsherren der Getreuen eine große Summe Geldes, und dem Könige mußten sie gleichfalls eine Buße zahlen. Dewasmita aber hatte ihren Gatten wieder; sie nahm das Geld und kehrte, von allen Guten verehrt, nach ihrer Heimat zurück, und niemals trennte sie sich mehr von ihrem geliebten Gemahl.

(XIII, 54 ff.)

Frauenmut.

In der Stadt, die Pataliputra[1] heißt, lebte einst ein Kaufmann, der Reichen Reichster, der mit Recht den Namen Dhanapalita[2] führte. Dieser hatte ein Töchterlein, Kirtisena genannt, dem keine andere an Schönheit gleichkam und das er mehr liebte als sein Leben. Einst nahm er es mit sich nach Magadha[3] und vermählte es einem reichen Handelsherren, der Dewasena hieß. Dieser, zwar selbst ein höchst ehrenwerter Mann, hatte eine böse Mutter, die in seinem Hause das Regiment führte; denn sein Vater war gestorben. Als sie sah, daß ihre Schwiegertochter des Gatten Neigung besaß, da loderte in ihr der Grimm empor, und sie quälte die Arme, sobald ihr Sohn den Rücken gewendet hatte. Kirtisena wagte es nicht, ihrem Gatten davon zu erzählen;

---

[1] Siehe oben S. 14, Anm. 1.

[2] „Vom Reichtum geschützt“.

[3] Name eines alten Reiches, der südl. Teil des heutigen Behar.

denn die Lage einer Frau, die von einer niederträchtigen Schwiegermutter abhängig ist, ist sehr übel.

Eines Tages nun entschloß sich ihr Gemahl auf das Drängen der Seinen, eine Handelsreise nach der Stadt Walabhi zu unternehmen. Da sagte Kirtisena zu ihm: „Die lange Zeit bisher habe ich dir's verschwiegen, lieber Mann: deine Mutter martert mich, selbst wenn du da bist; ich weiß nicht, was sie nun erst tun wird, wenn du in der Ferne weilst." Als Dewasena dies hörte, ward er sehr bestürzt, und ihm ward angst, weil er seine Gattin liebte. Endlich ging er zu seiner Mutter, neigte sich vor ihr und sprach: „Wenn ich auf der Reise bin, liebe Mutter, so ist Kirtisena in deiner Hand. Behandle sie nicht unliebenswürdig, denn sie stammt aus gutem Hause." Seine Mutter aber ließ sogleich ihre Schwiegertochter rufen, richtete auf sie ihre Augen und sagte zu ihrem Sohne: „Frage sie doch, was ich ihr getan habe! Sie verhetzt dich nur, weil sie Unfrieden stiften will, mein Sohn, obwohl ihr mir doch alle beide gleich lieb seid." Da beruhigte sich der treffliche Kaufmann in seinem Herzen über das Schicksal seiner Gattin; denn wer ließe sich durch liebeheuchelnde Worte nicht betrügen, wenn sie aus dem Munde einer Mutter kommen! Kirtisena dagegen schwieg und lächelte nur verlegen. So brach denn der Kaufmann am nächsten Tage nach Walabhi auf.

Nach und nach kam über Kirtisena bittrer Harm infolge der Trennung von ihrem geliebten Manne. Da wußte es die Schwiegermutter so einzurichten, daß eines Tages bei ihrer Schwiegertochter keine von deren Dienerinnen war. Mit ihrem eigenen Stubenmädchen aber verständigte sie sich, ließ jene im geheimen in ein inneres Zimmer rufen, riß ihr die Kleider vom Leibe, und indem sie sie anschrie: „Elende, du raubst mir meinen Sohn!" packte sie die junge Frau am Haar und mißhandelte sie, von ihrer Dienerin unterstützt, mit Füßen, Zähnen und Nägeln. Dann warf sie sie in einen Keller und verschloß ihn mit Falltür und festem Riegel. Zuvor jedoch

hatte sie alle die vielen Gegenstände daraus entfernt, die in ihm aufbewahrt wurden. So oft nun die Nacht hereinbrach, schob sie einen halben Teller gekochten Reises hinein für die Arme, die sich in solchem Zustande befand! Dabei dachte sie: „In ein paar Tagen will ich sagen, sie sei in ihres Gatten Abwesenheit von selbst gestorben, und will sie dann hinausschaffen lassen."

Kirtisena, die die böse Schwiegermutter in den Keller geworfen hatte, anstatt ihr, wie sie es verdient hätte, das Leben angenehm zu machen, weinte bitterlich. Sie dachte: „Mein Gemahl ist reich. Ich stamme aus guter Familie. Mein Mann liebt mich, und ich bin ihm wieder herzlich ergeben, und dennoch muß ich, meiner Schwiegermutter sei's gedankt! so leiden. Darum klagt die Familie, wenn ihr eine Tochter geboren wird: denn Schwiegermutter und Schwägerin sind zu fürchten, der Gatte ist vielleicht untreu, und manches andere Unglück steht einem Mädchen bevor[1]."

Während sie noch so klagte, siehe! da gewahrte sie plötzlich in dem Keller einen Spitzhammer, einem Dorne gleich, den der Schöpfer aus ihrer Seele gezogen. Mit diesem Eisenwerkzeug hackte sie ein Loch in die Decke, so lange, bis sie sich durch dasselbe emporzwängen konnte, und ihr gutes Schicksal wollte, daß sie sich in ihrem eigenen Schlafgemach befand. Beim Scheine der noch brennenden Lampe sah sie das Zimmer; und es war, als wäre es ihre eigene, nicht verletzte Tugend, die den Raum durchstrahlte. Da die Nacht ihrem Ende nahte, nahm sie ihre Kleider und ihren Goldschmuck, verließ heimlich das Haus und wanderte hinaus aus der Stadt. Dabei dachte sie: „So kann ich nicht ins Elternhaus zurückkehren; denn was sollte ich dort sagen, und wie sollten mir die Leute Glauben schenken? Ich muß also einen Weg finden, der mich zu meinem Gatten führt; denn hier wie im Jenseits ist

[1] Die Geburt eines Mädchens gilt in Indien als ein Unglück.

für tugendhafte Frauen ihr Gemahl der einzige Zufluchtsort." Darauf ging sie an einen Badeplatz, badete und kleidete sich in das prächtige Gewand eines Königssohnes[1]. Dann begab sie sich nach dem Markte, verkaufte einen Teil ihres Goldschmuckes und verbrachte den Tag im Hause eines Kaufherrn. Am nächsten Tage machte sie daselbst die Bekanntschaft eines Kaufmanns Samudrasena, der nach Walabhi zu ziehen gedachte. Mit diesem und seinen Leuten zusammen machte sie sich auf, in das herrliche Gewand des Königssohnes gekleidet, um ihren Gatten zu suchen. Zu dem Handelsherrn sagte sie: „Ich habe bei entfernten Verwandten gelebt, die mir nach dem Leben trachteten: nimm mich mit zu den Meinen nach Walabhi."

Der Kaufmann war auf der Reise immer ehrfurchtsvoll und dienstbeflissen an ihrer Seite; denn er zweifelte nicht, daß er es mit einem erlauchten Prinzen zu tun habe.

Die Karawane zog auf einer Straße, die durch einen Wald führte und von Leuten benutzt zu werden pflegte, welche die anderen Straßen vermieden, weil sie die vielen Zölle nicht bezahlen wollten. Als der Zug nach einigen Tagen am Eingange des Waldes kampierte, ließ ein Schakal wie ein Bote des Todes sein furchterregendes Geheul ertönen. Die Kaufleute, die da wußten, was das zu bedeuten hatte, machten sich auf einen Angriff von Räubern oder anderen Feinden[2] gefaßt; die Bedeckungsmannschaften griffen allenthalben zu den Waffen, und indessen zog die Dunkelheit heran, gleichsam ein Vortrupp der Wegelagerer. Als Kirtisena dies alles ge-

---

[1] Das Baden ist religiöse Pflicht. Es wird hier vor Tagesanbruch an einem öffentlichen Badeplatz vorgenommen, der sich in einer Tempelanlage befindet. Dabei bemächtigt sich Kirtisena des Gewandes eines dort badenden Prinzen. Der Zweck heiligt dabei das Mittel.

[2] Wilde Völkerstämme. Das Geheul des Schakals gilt als unheilkündend, etwa wie bei den alten Griechen und noch heute bei uns der Ruf des Käuzchens.

wahrte, dachte sie bei sich: „O wehe! Die Sündenschuld derer, die Böses getan haben, gebiert immer neue Übel. Denn siehe, das Böse, das mir meine Schwiegermutter zugefügt, zeitigt auch hier noch seine Frucht. Erst verschlang mich der Rachen des Todes gleich meiner Schwiegermutter Zorn. Sodann empfing mich der unterirdische Keller wie ein neuer Mutterleib. Da wollte das Schicksal, daß ich ihm entrann; ich war wie neugeboren, und da ich heute hierher komme, stehe ich wieder vor dem Verderben. Wenn die Räuber mich hier erschlagen haben, dann wird meine Schwiegermutter, die mich so haßt, zu meinem Gatten sagen: „Sie hat sich an einen anderen gehängt und ist auf und davon!“ Reißt mir aber einer das verhüllende Gewand vom Leibe und sieht, daß ich ein Weib bin: lieber dann den Tod als den Verlust meiner Ehre! So muß ich mich denn selber schützen ohne Rücksicht auf meinen Freund, den Handelsherrn! Gute Frauen sollen an die Wahrung ihrer Tugend denken, nicht an ihre Freunde oder an andere Dinge.“

Mit solchem Entschluß machte sie sich auf die Suche und fand in einem Baumstamm eine Höhle, die einer Kammer glich. Es war, als hätte ihr die Erde mitleidig ihren Schoß geöffnet.

In diese Höhle kroch sie hinein, bedeckte ihren Körper mit Gras, Laub und Reisig und verhielt sich ruhig; und was sie aufrecht hielt, das war die Sehnsucht nach ihrem Gatten. Da plötzlich, um Mitternacht, brach ein mächtiges Heer von Räubern, die ihre Waffen schwangen, hervor und umzingelte die Karawane. Und das Unwetter des Kampfes begann zu toben. Wie Donner dröhnte das Heulen der Räuber; die Waffen leuchteten wie Blitze, und blutiger Regen troff zur Erde. Als aber Samudrasena mit den Seinen erschlagen war, zog das mächtige Heer der Räuber von dannen und führte reiche Schätze mit sich fort. Wenn dabei Kirtisena, trotz des gewaltigen Kampfeslärms, den sie hörte, am

Leben blieb, so war es nur, weil das Schicksal es so beschlossen.

Als die Nacht zu Ende war und die Sonne mit ihren heißen Strahlen am Himmel emporstieg, trat sie aus der Höhle hervor, die sich in dem Feigenbaum[1] befand. Sichtlich beschirmen die Götter selbst getreue Frauen, die nur ihrem Gemahl ergeben sind und ihrer Würde nie etwas vergeben; sonst hätte der Löwe, der sie dort im menschenleeren Walde sah, sie nicht unbehelligt ziehen lassen, und es wäre nicht, als sie wieder eine kleine Strecke gegangen war, ein Büßer gekommen, bei dem sie sich erkundigte, der sie tröstete, sie aus seinem Wasserkruge tränkte, ihr den Weg zeigte und sich dann wieder im Walde verlor. Da war es ihr, als hätte sie sich an Amrita[2] erquickt. Sie fühlte nicht mehr Hunger und Durst und ging des Wegs dahin, den ihr der Asket gewiesen, immer ihres Gatten in Treue gedenkend.

Die Sonne hatte sich auf den Berg Asta[3] herabgesenkt und schien ihr mit ihren Strahlenhänden zu winken, als wollte sie die Arme für eine Nacht zur Ruhe laden. Und Kirtisena folgte der Ladung. Sie trat unter die Wurzelhöhlung eines mächtigen Waldbaumes, die sich wie ein Gemach öffnete, und den Eingang schloß sie mit einem anderen Baum[4].

Da gewahrte sie, als es dunkelte, durch einen Spalt in der Tür eine schreckliche Rakschasi[5], die mit ihren kleinen Söhnen herangeflogen kam, und während sie zitternd dachte: „Den andern Nöten bin ich glücklich entronnen; nun wird diese mich verzehren," ließ sich die Rakschasi auf dem Baume nieder, unter dem sie selbst sich befand, und mit ihr der Reihe

---

[1] Siehe oben S. 76, Anm. 2.

[2] Das indische Nektar.

[3] Ein fabelhafter Berg im Westen, hinter dem die Sonne untergeht.

[4] Das soll wohl heißen: durch das Laubwerk am unteren Stamme eines anderen Baumes.

[5] = einen weiblichen Rakschasa. Siehe oben S. 72, Anm. 1.

nach ihre Söhne. Diese riefen sogleich: „Mutter, gib uns was zu essen!“ Die Rakschasi sagte zu ihnen: „Wohl bin ich heute auf einem großen Leichenfeld[1] gewesen, liebe Kinder; doch habe ich nichts Eßbares gefunden. Ich traf eine Versammlung von Hexen und bat sie um einen Anteil; sie haben mir aber nichts gegeben. In meiner Sorge teilte ich dies dem furchtbaren Gotte (Siwa) mit und bat ihn um Speise. Er fragte mich nach meinem Namen und nach meiner Familie; und als er hörte, daß ich Bhajankari[2] aus dem Geschlechte des Khara und Duschana[3] sei, gab er mir die Weisung, nach der nahen Stadt Wasudattas zu fliegen. „Dort lebt“ — so sagte er — „ein großer, ganz dem Gesetz ergebener König, Wasudatta mit Namen. Der schirmt diesen ganzen großen Wald, an dessen Saum er wohnt, nimmt selbst die Zölle ein und züchtigt die Räuber. Als nun einst dieser Fürst, von der Jagd ermüdet, in diesem Walde schlief, kroch schnell und unbemerkt ein Tausendfuß in sein Ohr. Der hat sich in des Königs Haupte stark vermehrt, so daß dieser erkrankt ist und aussieht, wie Haut und Knochen. Seine Ärzte wissen nicht, was ihm fehlt, und wenn kein anderer dahinterkommt, so muß er in ein paar Tagen sterben. Dann magst du sein Fleisch verzehren und wirst mit Hilfe deiner Zaubermacht auf ein halbes Jahr gesättigt sein.“ So, Kinder, hat mir der furchtbare Gott heute einen Anteil zugewiesen, der unsicher ist und auf den ich warten muß; was kann ich also tun?“ Da antworteten ihre Söhne: „Wenn nun die Krankheit erkannt und geheilt wird, Mutter, bleibt er dann am Leben? Und sag' uns, wie kann wohl so eine Krankheit geheilt werden?“ Die Rakschasi sagte: „Freilich bleibt der Fürst am Leben, wenn die Krankheit er-

[1] Zum Folgenden vgl. S. 59, Anm. 3.

[2] „Die Furchterregende“.

[3] Zwei aus dem Ramajana bekannte edle Rakschasa, die Rama erschlug. Auch unter den Rakschasa bestehen Kastenunterschiede, wie unter den Menschen.

kannt und geheilt wird! Ich will euch sagen, wie man ein so schreckliches Übel beseitigt. Zuerst muß man warme Butter auf den Kopf gießen und ihn damit einreiben; dann muß man ihn lange in die heiße Mittagssonne legen; darauf führt man ein hohles Schilfrohr in die Öffnung des Ohres ein. Das andere Ende dieses Rohres wird durch das Loch eines Tellers gesteckt, den man auf einen Krug kalten Wassers stellt. Dann quälen Schweiß und Hitze die Tausendfüße so, daß sie aus des Königs Kopf durch die Öffnung des Ohres herauskommen, in das Schilfrohr kriechen und, weil sie Kühlung suchen, in den Krug fallen. Auf diese Weise könnte der König von der schrecklichen Krankheit erlöst werden."

Als die Rakschasi zu ihren auf dem Baume sitzenden Söhnen also gesprochen, schwieg sie. Kirtisena aber in ihrer Höhle hatte alles gehört und dachte: „Wenn ich heil von hier wegkomme, so will ich dem Könige durch dieses Mittel das Leben retten. Denn er erhebt nur geringe Zölle draußen am Saume des Waldes[1], und infolge dieser edlen Handlungsweise ziehen alle Handelsherren auf dieser Straße. Das hat mir Samudrasena gesagt, der Kaufmann, der nun in den Himmel eingeht; und sicherlich wird mein Gemahl dieselbe Straße benützen.

Erreiche ich den Saum des Waldes, so will ich in der Stadt Wasudattas den König von seiner Krankheit erlösen und bei ihm der Ankunft meines Gatten harren." Unter solchen Gedanken verbrachte sie sorgenvoll die Nacht.

Als die Rakschasa mit dem ersten Morgengrauen verschwunden waren, kam sie aus ihrer Höhle heraus. Schritt vor Schritt wanderte sie in ihren Männerkleidern mitten durch den Wald, bis sie am Nachmittag eines braven Kuhhirten ansichtig ward. Sie sah ihm an, daß ihre zarte Körperschönheit und die Spuren des langen Weges, den sie zurückgelegt,

[1] Hat also im Innern des Waldes keine Zollstationen.

ſein Mitleid erregten, ging auf ihn zu und bat ihn um Angabe des Ortes, an dem ſie ſich befand. Der Rinderhirt ſagte: „Des Königs Waſudatta Reſidenz liegt dort vor dir. Der erlauchte Fürſt iſt krank und liegt im Sterben.“ Kirtiſena ſprach: „Wenn mich jemand vor den Herrſcher führen wollte, ich wüßte ein Mittel, ihm ſeine Krankheit zu benehmen.“ Sogleich rief der Hirt: „Ich ſelbſt gehe eben nach der Stadt; komme mit mir, ich will über dich wachen.“ Kirtiſena war's zufrieden, und der Hirt, der ſie für einen Mann hielt, führte ſie in die Stadt. Dem betrübten Türſteher erzählte er, worum es ſich handelte, und übergab ihm die edle Frau. Der Türſteher meldete die Sache ſofort dem Könige, und der König ließ ſie vor ſich treten. Sofort empfand er eine Linderung ſeiner Qualen, als er die herrliche Frau erblickte; denn das Herz fühlt unwillkürlich, ob ihm ein Freund naht oder ein Feind. Und er ſprach: „Wenn du mich von meiner Krankheit befreiſt, ſo geb' ich dir die Hälfte meines Reiches, du glückverkündender Gaſt! Im Traume ſah ich eine Frau, die mir ein ſchwarzes Tuch vom Rücken zog: ſo bin ich denn gewiß, daß du mich heilſt von meinem Gebreſten.“ Kirtiſena ſagte: „Jetzt iſt der Tag zu Ende, Majeſtät; doch morgen mach' ich euch geſund. Bis dahin wartet in Geduld.“

Darauf ließ ſie Kuhbutter auf des Fürſten Haupt ſtreichen, und dadurch ſchon verfiel er in Schlaf, und die übergroßen Schmerzen ließen nach. Alle, die zugegen waren, prieſen ſie und ſprachen: „Ein Gott iſt uns genaht in Geſtalt eines Arztes; das iſt die Folge unſerer guten Werke[1].“ Die erſte Königin aber tat ihr zuliebe, was ſie nur konnte, und ließ ihr auf die Nacht ein Gemach bereiten, von andern geſondert, und ſandte Kammerzofen zur Bedienung. Am Mittag des nächſten Tages aber lockte Kirtiſena in Gegenwart der Miniſter und der Damen des Harems durch das wunderbare Mittel,

[1] Siehe Einleitung S. XVII.

das die Rakſchaſi ausgeplaudert hatte, aus des Königs Haupt durch das Ohr hundertundfünfzig Tauſendfüße hervor; und als ſie dieſe in den Waſſerkrug gebracht, linderte ſie des Königs Schmerzen durch Beſtreichen mit Milch und Butter.

Als die Leute ſahen, wie der König, von ſeiner Krankheit geheilt, ſich nach und nach erholte und wie die Tiere im Waſſer lagen, da waren ſie alle ſprachlos vor Staunen. Den König ſchauderte beim Anblick der ekelhaften Würmer, die aus ſeinem Kopfe gekommen; dann brütete er vor ſich hin, bis ſchließlich die Freude über ihn kam und er ſich fühlte, als wäre er neu geboren. Er badete, veranſtaltete ein großes Feſt und ehrte Kirtiſena, die von der Schenkung ſeines halben Königreichs nichts wiſſen wollte, durch reiche Gaben an Dörfern, Elefanten, Roſſen und Gold. Die Königin und die Miniſter aber ſchenkten ihr Gold und Gewänder, denn ſie ſagten: „Der Arzt hat unſere Verehrung verdient, weil er unſerm Herrn das Leben gerettet hat.“

Kirtiſena übergab zunächſt alle dieſe Schätze dem Könige und blieb noch einige Zeit, indem ſie bei ſich ſagte: „Ich will meinen Gemahl erwarten.“ Und als ſie nun, von allen geehrt, in Männerkleidung einige Tage dort geweilt hatte, da hörte ſie aus der Leute Mund, daß ihr Gemahl auf der Straße von Walabhi herangezogen kam. Bald meldete man ſeinen Einzug in die Stadt. Da ging ſie ihm entgegen und ſah ihn an mit dem ſehnenden Auge, mit dem ein Pfauenweibchen eine neue Wolke begrüßt[1]. Es war, als zerginge ihr Herz durch die Glut der langen Sehnſucht, die es gehegt, und als böte es die Ehrengabe[2] in Geſtalt von Freudentränen; und ſie fiel ihm zu Füßen. Ihr Gatte betrachtete ſie prüfenden Auges und erkannte ſie, obwohl ſie in ihrer Kleidung

[1] Die Pfauen ſchreien beim Anzug eines Gewitters.

[2] Die Ehrengabe, die man vornehmen Gäſten bietet, beſteht aus Reis, Durwa-Gras und meiſtens Waſſer. Vgl. unſer abendländiſches Salz und Brot.

unkenntlich war, wie die Schönheit des Mondes, die am Tage durch die Strahlen der Sonne entstellt wird.

Als sich nun Kirtisena so zu erkennen gegeben hatte und ihr Gatte verwundert dastand und nicht wußte, was er denken sollte, und mit ihm die ganze Kaufmannschaft, da hörte auch König Wasudatta von dem Ereignis und kam staunend selbst herbei. Auf seine Frage schilderte Kirtisena vor ihrem Gemahl die Abenteuer, die sie infolge der Mißhandlungen ihrer Schwiegermutter erlebt hatte. Da ward Dewasena seiner Mutter gram, und Zorn, Vergebung, Staunen und Freude kämpften in seinem Herzen. Alle Leute, die zugegen waren und die wunderbare Geschichte Kirtisenas gehört hatten, sagten: „Treue Frauen besteigen den Wagen der Gattenliebe; sie sind geschützt durch den Panzer ihrer Tugend. Die Pflicht ist der Lenker ihres Gefährtes, die Klugheit ihre Waffe, und so müssen sie siegen.“ Der König sprach: „Durch diese Frau, die so viel Leiden um ihren Gatten erduldet, ist Sita selbst, des Rama Königin, besiegt, die ihm nur Leiden brachte[1]. Sie sei meine Schwester im Gesetz, sie, die mir das Leben gerettet hat[2].“ Sie aber entgegnete: „Das Geschenk, o Herr, das ich deiner Gnade verdanke und das ich deinen Händen anvertraut, die Dörfer, Elefanten, Rosse und Geschmeide, die gib meinem Gatten.“ Der König tat nach ihren Worten und verlieh noch obendrein dem Dewasena einen Ehrenturban[3].

Dewasenas Schatz war nun mit Überfluß gesegnet durch die reichen Güter, die ihm der König geschenkt und die er durch

---

[1] Sita, die Gemahlin des indischen Nationalhelden Rama, ward von dem Rakschasa Rawana geraubt und nach Lanka (Ceylon) entführt. Ihre Geschichte und Ramas Kämpfe, durch die er sie befreite, bilden den Inhalt des großen Epos Ramajana.

[2] Der König setzt sie dadurch in die Rechte einer leiblichen Schwester ein.

[3] Wie man sieht, war den Indern schon in jenen alten Zeiten die Verleihung von „Dekorationen“ geläufig.

ſeinen Handel verdient hatte. Er pries ſeine Kirtiſena und blieb, um ſeiner Mutter nicht wieder zu begegnen, in dieſer Stadt. Kirtiſena dagegen ward berühmt durch die ungewöhnlichen Schickſale, die ſie erduldet, und lebte bei ihm in reinem Glück, das keine böſe Schwiegermutter ſtörte, im Beſitze der Herrſchaft über alle Genüſſe, die verkörperte Frucht der vielen guten Werke ihres Gatten[1].

(XXIX, 70 ff.)

Frauenliſt und Tugend.

In einem Wettſtreite zwiſchen den Grammatikern Panini und Wararutſchi ſiegt der erſtere durch das Eingreifen des Gottes Siwa. Darum zieht Wararutſchi nach dem Himalaja, um durch ſtrenge Kaſteiung die Gnade Siwas zu erlangen. Sein Vermögen hinterlegt er bei dem Kaufmann Hiranjagupta, ſeine Gattin Upakoſa beobachtet indeſſen das Gelübde, täglich in der heiligen Ganga zu baden[2]. Was weiter geſchieht, erzählt Wararutſchi ſelbſt wie folgt:

Eines Tages ging ſie wieder zum Bade. Der Frühling war in's Land gezogen; ſie aber war abgehärmt und bleich und dennoch reizend. Wie die erſte ſchmale Sichel des zunehmenden Mondes der Menſchen Herz erfreut, ſo nahm auch ſie die Herzen der Leute gefangen. Als ſie ihres Weges dahinging, gewahrten ſie der Hofkaplan, der Juſtizminiſter und ein Miniſter des Prinzen[3]; und ſogleich erſah der Gott der Liebe ſich die drei Männer zum Ziele ſeiner Pfeile.

---

[1] Die Anſchauung, daß eine treue Gemahlin die Folge in einem früheren Daſein vollbrachter guter Werke iſt, iſt den Indern ganz geläufig.

[2] Siehe oben S. 87, Anm. 1.

[3] Die Prinzen haben bereits ihre Miniſter, die von Jugend auf mit ihnen erzogen werden.

Zufällig blieb meine Gemahlin an diesem Tage länger, als gewöhnlich, und als sie ihre Schritte heimwärts lenkte, da dämmerte bereits der Abend herein. Plötzlich stürzte der Minister des Prinzen auf sie zu und hielt sie mit Gewalt. Sie aber verlor ihre Geistesgegenwart nicht und sagte zu ihm: „Was du begehrst, danach trage ich nicht weniger Verlangen als du selbst. Aber bedenke, daß ich einem edlen Hause angehöre und daß mein Mann in der Ferne weilt. Wie könnte ich so etwas tun? Wie leicht könnte es jemand sehen! Es würde uns beiden dann sicher übel ergehen. So komme denn lieber in der Nacht des Frühlingsfestes[1] in mein Haus, wenn all die Leute in der Stadt nur daran denken, es zu feiern und nicht auf uns achten. Ich erwarte dich bestimmt um die erste Nachtwache[2]."

Nach Verabredung dieses Stelldicheins ließ sie ihr Angreifer gehen, weil das Schicksal es so beschlossen hatte. Aber kaum hatte sie einige Schritte getan, da vertrat ihr der Hofkaplan den Weg. Mit ihm verabredete sie ein Stelldichein am selben Orte und am selben Tage, bestellte ihn aber auf die zweite Nachtwache. Mit Mühe nur war es ihr gelungen, auf diese Weise von ihm loszukommen; doch kaum war sie in höchster Erregung ein Stück weiter geeilt, da stellte sie der Justizminister. Sie lud ihn ganz in der gleichen Weise wie die beiden anderen, nur mit dem Unterschiede, daß sie seinen Besuch auf die dritte Nachtwache erbat. Auch diesmal war ihr das Schicksal hold, so daß er sie ziehen ließ, und zitternd an allen Gliedern kam sie endlich nach Hause.

Dort erzählte sie ihren Kammerfrauen ganz offen, welche Verabredung sie zu erfüllen habe. Bei sich aber dachte sie: „Besser ist es für eine edle Frau, zu sterben, als in der Ab-

---

[1] Zugleich das Fest der Liebe, ein großes Jubelfest zu Beginn des Frühlings.

[2] Tag und Nacht werden je in vier Teile geteilt.

weſenheit des Gatten die Blicke der Männer auf ſich zu ziehen, die ſich an ihrer Schönheit weiden.“ In ſolchem Kummer verbrachte ſie die Nacht, nur an mich denkend, faſtend und ſich grämend über die Schönheit ihres Leibes.

Am nächſten Morgen ſandte ſie eine Dienerin zu dem Handelsherrn Hiranjagupta, der mein Vermögen verwaltete, um etwas Geld zu holen; denn ſie gedachte, den Brahmanen eine Gabe zu ſpenden[1]. Der Kaufmann kam ſogleich in eigener Perſon und bat um eine vertrauliche Unterredung; und als ſie allein waren, ſagte er zu ihr: „Gewähre mir deine Huld, ſo will ich dir aushändigen, was dein Gemahl bei mir hinterlegt hat.“

Da merkte ſie, daß bei der Hinterlegung des Geldes kein Zeuge zugegen geweſen war; und da ſie wohl ſah, daß der Kaufmann ein Betrüger war, ſo gewährte ſie ihm, von Gram und Kummer gequält, an gleichem Ort und zu gleicher Zeit, wie den anderen, ein Stelldichein auf die letzte Nachtwache, die ihr noch zur Verfügung ſtand. In ihrem Herzen aber blieb ſie mir trotz allem treu ergeben.

Der Kaufmann ging. Upakoſa aber ließ durch ihre Mägde in einer Schüſſel eine große Menge Kienruß nebſt Moſchus und anderen wohlriechenden Spezereien mit Seſamöl zuſammenrühren. Dann ließ ſie vier Tuchlappen bereit legen, die mit derſelben Maſſe beſtrichen waren, und ſchließlich ließ ſie eine große, feſte Lade anfertigen, die von außen zu verriegeln war.

Als das Frühlingsfeſt gekommen war, ſtellte ſich der Miniſter des Prinzen, mit einem Prunkgewand angetan, pünktlich zur erſten Nachtwache ein. Unbemerkt kam er in's Haus; aber Upakoſa ſagte zu ihm: „Bevor du gebadet, kann ich dich nicht berühren. So geh' denn in jenes Zimmer und nimm ein Bad.“

[1] Was zu den religiöſen Pflichten des brahmaniſchen Inders gehört.

Der Dummkopf fand dies sehr natürlich und folgte den Mägden, die ihn in ein im Innern des Hauses gelegenes, verborgenes und finsteres Gelaß führten. Als sie drinnen waren, nahmen sie ihm seine Kleider und seinen Schmuck ab und reichten ihm einen von den vier Lappen als Lendenschurz. Dann rieben sie den Schurken von Kopf zu Fuß an allen Gliedern sehr reichlich mit jener Mischung von Ruß und Sesamöl ein, anstatt, wie sie vorgaben, ihn zu salben[1]. Und da es in dem Gemach finster war, so war es ihm unmöglich, den Betrug zu entdecken.

Absichtlich salbten sie ihn recht gründlich, Glied für Glied; und darum waren sie noch nicht fertig, als die zweite Nachtwache und mit ihr der Hofkaplan kam. Die Mägde sagten: „Da kommt der Hofkaplan, Wararutschis Freund; wer weiß, was er will! Mach' schnell, daß du in diese Lade kommst!" Und damit schoben sie ihn nackt, wie er war, hastig in die Lade, die sie dann von außen verriegelten.

Nun ward der Hofkaplan in das finstere Gemach geführt, angeblich, um ein Bad zu nehmen. Auch ihm wurden Kleider und Schmuck abgenommen. Er erhielt einen der vier Lappen als Lendenschurz, und mit gründlichem Salben hielten ihn die Mägde so lange hin, bis in der dritten Nachtwache der Justizminister kam. Seine Ankunft schien die Mägde in höchsten Schrecken zu versetzen, denn schleunigst schoben sie den Kaplan in die Lade, wie vorher den Minister des Prinzen, worauf sie diese wieder verriegelten. Genau so erging es dem Justizminister, der bei der Ankunft des Kaufmanns um die vierte Nachtwache in die Kiste geschoben wurde.

So lagen die drei in der finsteren Lade, als wollten sie sich langsam an die Hölle gewöhnen, die ihrer harrte[2], und

---

[1] Statt der Seife verwenden die Inder Öl.

[2] In derjenigen Hölle, der die Ehebrecher anheimfallen, herrscht völlige Finsternis.

obwohl sie einander berührten, verschloß ihnen die Furcht den Mund, so daß keiner zum andern ein Wort zu sagen wagte.

Dem Kaufmann aber gab Upakosa eine Lampe und führte ihn in denselben Raum. Dort sagte sie zu ihm: „Gib mir das Geld, das mein Gemahl bei dir hinterlegt hat."

Der Betrüger glaubte, außer ihm und Upakosa sei niemand im Zimmer, und darum entgegnete er: „Ich habe dir ja versprochen, daß du das Geld erhalten sollst, welches ich für deinen Gatten verwalte." Da wandte sich Upakosa nach der Lade und sprach: „Höret, ihr Götter, die Worte, die Hiranjagupta gesprochen!"

Sodann löschte sie die Lampe aus, und nun ward der Kaufmann, angeblich um gebadet zu werden, von den Dienerinnen gründlich mit dem Ruß gesalbt, bis der Morgen dämmerte. Da sagten sie: „Die Nacht ist verschwunden; so verschwinde auch du!" Und alles Sträuben nützte ihm nichts; sie packten ihn am Halse und warfen ihn hinaus.

Mit einem Fetzen bekleidet, mit Ruß beschmiert, bei jedem Schritte, den er tat, von den Hunden gebissen: so erreichte er endlich beschämt sein Haus. Nicht einmal seine Sklaven wagte er anzublicken, die ihm die Rußschicht vom Leibe wuschen. Denn jedem geht es eben übel, der den Pfad der guten Sitte verläßt.

Upakosa begab sich am frühen Morgen, ohne ihren Eltern etwas zu sagen, mit ihren Dienerinnen nach dem Palaste des Königs Nanda. Anklagend sagte sie zu dem Fürsten selbst[1]: „Der Kaufmann Hiranjagupta geht darauf aus, mir das Gut zu rauben, das mein Gemahl bei ihm hinterlegt hat."

Sofort ließ der König den Kaufmann laden, um die Sache

---

[1] Der König als oberster Gerichtsherr wird bei der Rechtsprechung oft durch seine Richter vertreten. Letzteres weiß Upakosa mit gutem Grunde zu umgehen.

zu unterſuchen. Der Kaufmann aber leugnete, daß ihm irgend etwas zur Aufbewahrung übergeben worden ſei. Da rief Upakoſa: „Ich habe Zeugen, Majeſtät! Ehe mein Gemahl in die Ferne zog, legte er unſere Hausgötter in eine Lade. Vor dieſen hat Hiranjagupta mit ſeinem Munde das Depoſitum ausdrücklich bezeugt. Laß dieſe Lade holen und frage die Götter, die in ihr ſind."

Aufs höchſte verwundert befahl der König, ſie herbeizuſchaffen. Augenblicklich liefen eine Menge Leute fort und brachten die Lade. Da rief Upakoſa:

„Berichtet wahrheitsgemäß, ihr Götter, was dieſer Kaufmann geſagt hat, dann will ich euch alle nach Hauſe gehen laſſen. Tut ihr's nicht, ſo verbrenne ich euch oder öffne die Lade in dieſer Verſammlung."

Als das die Drei in der Lade vernahmen, erſchraken ſie ſehr und riefen in ihrer Furcht: „Es iſt wahr; in unſerer Gegenwart hat er das anvertraute Gut geſtanden."

Darauf wußte der Kaufmann nichts zu erwidern und bequemte ſich zu einem umfaſſenden Geſtändnis.

Der König aber vermochte ſeine Neugier nicht zu bemeiſtern, ſie war allzuſtark. Und darum beſtürmte er die Upakoſa ſo lange mit Bitten, bis dieſe den Riegel zurückzog und den Koffer angeſichts der ganzen Hofgeſellſchaft öffnete. Die drei Männer wurden herausgezogen. Da ſie aber ausſahen, wie drei Klumpen tiefſter Finſternis, ſo wußten der König und ſeine Miniſter zunächſt nicht, wen ſie vor ſich hatten. Schließlich aber fanden ſie heraus, wer die Männer waren, und alle brachen in ein ſchallendes Gelächter aus.

Auf des Königs neugierige Frage erzählte nun die treue Upakoſa die ganze Geſchichte, und alle Anweſenden lobten die Frau und ſagten: „Keines äußeren Schutzes bedürfen edle Frauen; ihr Schutz und Schirm iſt ihre Tugend, und nichts gleicht der Reinheit ihres Wandels."

Darauf zog der König alle Güter ein, welche den drei

Männern gehörten, die das Weib eines andern begehrt hatten, und alle wurden des Landes verwiesen. Denn noch keinem hat sittenloser Wandel Glück gebracht.

Zu Upakoſa aber ſagte der König gnädig: „Ich betrachte dich als meine Schweſter“ [1]; und reich beſchenkt entließ er ſie nach Hauſe.

Ihre Eltern freuten ſich der Treue, die ſie ihrem Gatten bewieſen, und lachend und ſtaunend vernahmen die Bewohner der Stadt ihre Geſchichte.

Dem Gatten der Upakoſa, Wararutſchi, der in ſtrenger Kaſteiung gelebt, wird indeſſen von Siwa dieſelbe Grammatik offenbart, wie Panini, und ſo kehrt er denn befriedigt nach Hauſe zurück [2].

(IV, 29 ff.)

Die treue Dämonenbraut.

In der Stadt Wardhamana lebte ein guter und gerechter König, und Heldenarm war ſein Name. Dieſer hatte hundert Söhne; aber einer von ihnen, Prinz Hornarm, der Jüngſte und Trefflichſte von ihnen, war ihm der liebſte von allen. Da wurden die Brüder des Prinzen dieſem gram und ſannen auf ein Mittel, ihn aus ſeines Vaters Palaſte zu entfernen.

---

[1] Vgl. S. 94, Anm. 2.

[2] Daraus iſt zu erſehen, in welch hoher Achtung die Sanskrit-Grammatik des Panini, der etwa im 4. vorchriſtlichen Jahrhundert lebte, bei den Indern ſtand. Sie iſt tatſächlich ein großartiges Werk, das noch heute in vieler Hinſicht ſeinesgleichen nicht hat; und ihr Bekanntwerden in Europa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab den Anſtoß zur Begründung der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft, die heute einen wichtigen und hoch entwickelten Zweig menſchlichen Wiſſens bildet.

Eines Tages, als sich die Königssöhne im Gebrauch ihrer gewaltigen Waffen übten, sahen sie alle vor dem Schlosse einen mächtigen Kranich; und während sie noch staunend den ungeschlachten Vogel betrachteten, kam ein Bettelmönch[1], der übernatürliches Wissen besaß, des Weges daher und sagte zu ihnen: „Das ist kein Kranich, ihr Prinzen, sondern der Rakschasa[2] Feuerloh, der in dieser Gestalt umherzieht, ganze Städte zu vernichten. Durchbohrt ihn also mit einem Pfeile, damit er von hier weiche!“

Als die neunundneunzig älteren Brüder dieses Wort des Mönches vernommen, schossen sie ihre Pfeile nach dem Kranich, aber keinem gelang es, ihn zu versehren. Da sprach der nackte Mönch wieder zu ihnen: „Dieser euer jüngster Bruder vermag den Kranich zu verletzen, wenn er den rechten Bogen nimmt.“ Kaum hatte das einer der Prinzen vernommen, so dachte er grausamen Herzens: „Das ist vielleicht ein Mittel, unsern Bruder zu vertreiben; so wollen wir ihm denn unseres Vaters Pfeil und Bogen geben. Wenn der verwundete Kranich mit dem goldenen Pfeil im Leibe davonfliegt und wir alle gehen, denselben zu suchen, so wird auch er den Kranich verfolgen. Findet er aber trotz allen Suchens den gespenstischen Kranich mit dem Pfeile nicht, so wird er in der Fremde umherirren. Denn ohne das Geschoß kehrt er sicher nicht wieder.“ Also gab der Schlimme seinem Bruder des Vaters Pfeil nebst Bogen, damit er den Kranich tötete.

Der starke Prinz Hornarm nahm den Bogen, legte den goldenen Pfeil an, dessen Feder aus Perlen bestand, und durchbohrte den Kranich. Kaum war dieser getroffen, so flog er mit dem Geschoß im Leibe davon, und sein Blut tropfte auf die Erde hernieder.

---

[1] Der Bettelmönch, der unbekleidet geht, gehört der religiösen Sekte der Dschaina an; er hat sich durch Kasteiung Allwissenheit erworben.

[2] Siehe oben S. 72, Anm. 1.

Aber der ſchlimme Bruder, der ihm die Waffe gegeben hatte, ſagte zu dem heldenhaften Prinzen — und die andern, die er durch einen Wink verſtändigt hatte, ſtimmten ihm bei —: „Gib uns unſeres Vaters goldenen Pfeil zurück, ſonſt nehmen wir uns in deiner Gegenwart das Leben[1]. Denn wenn wir ohne ihn vor unſern Vater treten, ſo wird er uns verbannen, und unmöglich iſt es, ein ähnliches Geſchoß zu fertigen oder zu beſchaffen.

Held Hornarm entgegnete den Betrügern, ohne ſich lang zu beſinnen: „Faſſet Mut, fürchtet euch nicht und höret auf zu jammern! Ich gehe, den elenden Rakſchaſa zu töten und bringe den Pfeil zurück.“ Dann nahm er ſeinen eigenen Bogen nebſt Pfeilen und ging in der Richtung davon, in der der Kranich geflogen war, immer dem Blute nach, das reichlich auf die Erde herabgetroffen war. Und während die andern fröhlich zu ihren Müttern gegangen waren, kam Prinz Hornarm, immer vorwärts dringend, zuletzt an einen fernen Wald. In dieſen drang er ſuchend ein, bis er auf eine mächtige Stadt ſtieß, die mitten in dem Forſte gelegen war, gleichſam eine Frucht, fertig zum Genuſſe, die zur rechten Zeit am Baume ſeiner guten Werke gereift war. Vom Wege ermüdet, lagerte er ſich unter einem Baume, der im Parke ſtand. Kaum aber hatte er dies getan, da ſah er eine wunderſchöne Jungfrau herankommen. Und als ſie endlich vor ihm ſtand und ihn mit ihren Augen betrachtete, aus denen die Liebe hervorſtrömte, da hatte ſie des Prinzen Herz gefangen, und er ſprach zu ihr: „Sag an, Rehäuglein, wes iſt dieſe Stadt und wie lautet ihr Name? Wer biſt du, und wie kommſt du hierher?“ Da wandte ſie ihr Antlitz zur Seite, heftete ihren Blick zur Erde und ſagte zu ihm mit ſanfter und liebevoller Stimme, wobei ihre ſchönen Zähne ſichtbar wurden:

---

[1] Nach indiſcher Anſchauung wäre dann der Prinz der Mörder ſeiner 99 Brüder geweſen.

„Dies ist Rauchstadt, die Stadt, in der alle Seligkeit wohnt. In ihr haust der gewaltige Rakschasa Feuerloh. Ich aber bin seine ebenbürtige Tochter Schönloh, und wisse, ich bin hierher gekommen, weil deine unvergleichliche Schönheit mein Herz geraubt. Nun vermelde auch du mir, wer du bist und warum du gekommen.“ Da erzählte Prinz Hornarm ihr alles, wer und welches Königs Sohn er war und wie er hieß, und daß er des Pfeiles wegen nach Rauchstadt gewandert sei.

Schönloh sagte, als sie seine Geschichte gehört: „Kein Bogenschütz ist in allen drei Welten[1], der sich mit dir zu messen vermöchte, da du sogar meinen Vater in seiner Kranichgestalt mit gewaltigem Geschoß durchbohrt hast. Den goldnen Pfeil habe ich zum Spielzeug genommen. Meines Vaters Wunde aber hat sogleich der Minister Großzahn geheilt, der die trefflichsten aller kräftigen Kräuter kennt, die Wunden zu heilen vermögen. So will ich denn gehen und es meinem Vater melden und dich dann schnell zu ihm führen, mein Gemahl, denn dir gehört meine Seele.“

So sprach sie und trug Prinz Hornarm auf, einen Augenblick zu verweilen; sie aber trat vor ihren Vater und redete zu ihm: „Väterchen, ein Königssohn, Hornarm geheißen, ist zu uns gekommen, dem kein anderer gleicht an Schönheit, Adel, Charakter, Jugendkraft und Tüchtigkeit. Ich weiß gewiß, er ist der Teil eines Gottes, der auf die Erde herabgestiegen[2], und kein Mensch. Wird er nicht mein Gemahl, so härme ich mich sicherlich zu Tode.“ Ihr Vater entgegnete: „Die Menschen, Töchterlein, sind unsere Speise; doch, wenn du dies Verlangen hegst, so sei es! Führe den Königssohn herbei und zeige mir ihn.“

---

[1] Die Welten der Götter, der Menschen und die Unterwelt.

[2] Nach indischem Glauben kommt es vor, daß sich ein Teil des Wesens eines Gottes (z. B. Wischnus) verkörpert und als Mensch auf Erden lebt.

Da lief die Jungfrau zu Prinz Hornarm, und als sie ihm berichtet, was sie getan, brachte sie ihn vor ihren Vater. Der Prinz verneigte sich; Feuerloh erwiderte seinen Gruß und sagte: „Königssohn, ich gebe dir diese meine Tochter, wenn du alles, was ich dir befehle, getreulich ausführen willst.“ Der Prinz erwiderte bescheiden: „Ich werde keinen deiner Befehle verachten.“ Als der Rakschasa dies vernommen, war er zufrieden und sprach: „So stehe auf, bade dich, und komm' dann aus dem Badezimmer zurück.“ Und zu seiner Tochter sagte er: „Du aber hole schnell alle deine Schwestern herbei.“ Die beiden versprachen, seinen Befehlen nachzukommen, und gingen. Die kluge Jungfrau aber sagte zu Hornarm: „Lieber Gemahl! Meine Schwestern sind hundert Prinzessinnen. Alle sind wir einander vollständig gleich, und gleich sind unser Schmuck und unsere Kleidung. Alle tragen wir um den Hals eine gleiche Perlenkette. Nun wird mein Vater, nachdem er uns versammelt, also sprechen, um dich, Geliebter, zu betören: „Wähle dir aus ihrer Mitte die Ersehnte.“ Ich weiß, daß er vorhat, dich so zu betrügen; denn warum sollte er sonst uns alle zusammenrufen? So will ich denn meine Kette vom Halse lösen und ums Haupt legen. Wenn du mich an diesem Zeichen erkannt hast, sollst du dann den Kranz von Waldblumen auf mich legen[1]. Meinem Vater fehlt es an durchdringendem Verstande; er ist ein bißchen dumm. Und außerdem, was kann ihm seine Rakschasa-Zaubermacht helfen, wenn er sie gegen mich verwenden will? Alles nun, was er dir aufträgt, um dich zu betören, das versprich auszuführen und erzähle mir's: ich weiß dann schon das Weitere.“

Darauf ging Schönloh zu ihren Schwestern; der Prinz aber versprach, ihre Mahnungen zu beherzigen und begab sich nach dem Bade. Als Schönloh mit ihren Schwestern zum Vater gekommen war, trat Prinz Hornarm, den die Dienerinnen

[1] Das Zeichen der Werbung.

gebadet hatten, wieder herzu. Da gab ihm Feuerloh ein Gewinde aus Waldblumen und sagte: „Wähle dir deine Geliebte aus dieser Jungfrauen Mitte und gib ihr dies.“ Der Prinz nahm es und legte es um den Hals seiner Schönloh, die vorher ihr als Erkennungszeichen dienendes Halsband auf den Kopf gelegt hatte. Da sprach der Rakschasa zu Schönloh und Hornarm: „Ich richte euch morgen die Hochzeit aus,“ und entließ die beiden und seine Töchter.

Doch gleich darauf ließ er den Prinzen wieder rufen und sagte: „Nimm diese beiden Ochsen, geh vor die Stadt und bestelle das Feld mit den dort in Haufen liegenden 300 Scheffeln Sesamkörner.“ Der Prinz versprach's, ging hin und erzählte seiner Schönloh von dem neuen Hindernis. Sie aber sagte: „Lieber Gemahl! Das soll dich im geringsten nicht betrüben. Geh du nur, ich will das alles schnell mit meiner Zauberkunst besorgen.“

Der Prinz zog hinaus und fand die Sesamkörner in Haufen liegend vor. Während er aber mutlos daran ging, zu pflügen und sie zu säen, da gewahrte er ganz verwundert, wie nach und nach die Erde gepflügt und alle diese Sesamkörner durch die Zaubermacht seiner Braut gesät wurden. Da ging er hin zu Feuerloh und meldete ihm, daß sein Auftrag ausgeführt sei.

Der hinterlistige Rakschasa jedoch redete abermals zu ihm: „Mit den gesäten Sesamkörnern kann ich nichts anfangen; geh hin und bringe sie wieder in Haufen!“ Wieder berichtete der Prinz diesen Auftrag seiner Braut. Diese sandte ihn nach dem Felde und schuf dann Ameisen in unzählbaren Mengen. Durch diese Tiere ließ sie infolge ihrer Zaubermacht die Körner wieder zusammentragen. Kaum hatte Hornarm dies gesehen, so trat er vor Feuerloh und meldete ihm, daß die Sesamkörner in Haufen gesammelt waren.

Feuerloh, der eben so dumm wie böse war, sagte nun zu ihm: „Geht man von hier nach Süden, so findet man, nur

5 Meilen weit, im Walde einen leeren Tempel des Siwa. In diesem lebt mein lieber Bruder Rauchloh. Dorthin eile jetzt und rufe vor dem Heiligtum: „Höre, Rauchloh! Als Bote bin ich von Feuerloh zu dir gesandt, dich samt Gefolge zu schnellem Kommen zu laden. Denn morgen soll Schönlohs Hochzeitsfest gefeiert werden.“ Wenn du die Botschaft ausgerichtet, so beeile dich: denn heute noch mußt du wieder hier sein. Morgen aber sollst du mein Töchterlein heimführen.“ Auch diesen Befehl des Bösewichts versprach der Prinz auszuführen und ging zu Schönloh, ihr alles zu berichten. Da gab sie ihm etwas Erde, etwas Wasser, einige Dornen und etwas Feuer sowie ihr treffliches Roß und sprach: „Besteige diesen Renner, reite nach dem Heiligtum und sprich dort schnell den Auftrag, den mein Vater dir gegeben. Dann aber kehre schleunigst auf dem eilenden Rosse zurück, wende oft den Hals und sieh dich um. Gewahrst du dann, daß Rauchloh hinter dir herankommt, so wirf hinter dich die Erde auf den Boden. Wenn dann der Rakschasa dir dennoch wieder nachkommt, so wirf ebenso das Wasser hinter dich auf seinen Weg. Holt er dich trotzdem wieder ein, so wirf die Dornen hinter dich, und sollte er dich dann im Fluge wieder erreichen, so wirf zwischen dich und ihn das Feuer. Hast du dies getan, so wirst du fröhlich wiederkehren. Geh ohn' Verweilen; du sollst heute die Macht meines Zaubers schauen.“

Der Prinz nahm Erde, Wasser, Dornen und Feuer, bestieg den Renner seiner Braut und ritt in den Wald zum Tempel. Dort sah er den Herrn der Welt[1] mit Gauri zur Linken und Ganesa zur Rechten, verneigte sich, rief die Botschaft, die ihm Feuerloh befohlen, schnell dem Rauchloh zu und ritt dann eiligst auf dem dahinjagenden Rosse zurück. Als er einen Augenblick darauf den Kopf zur Rückschau

[1] Ein Bild des Gottes Siwa mit seiner Gemahlin Gauri und seinem Sohne Ganesa.

wandte, sah er, wie Rauchloh ihm im Rücken genaht. Schnell warf er ihm hinter sich die Erde auf den Weg, und sofort türmte sich aus ihr zwischen beiden ein gewaltiges Gebirge empor. Der Rakschasa überstieg es mit Mühe und holte den Reiter abermals ein. Da schleuderte der Prinz in derselben Weise das Wasser hinter sich, und aus diesem entstand sogleich auf dem Wege ein ungeheuer breiter Strom mit beweglichen Wogen. Auch über diesen setzte trotz der Schwierigkeit das Nachtgespenst hinweg und war dem Königssohne wieder nah: da streute er eiligst hinter sich die Dornen aus, und zwischen beiden schoß aus ihnen ein dichter Dornenwald empor. Und als der Rakschasa auch durch diesen gedrungen, warf Hornarm das Feuer hinter sich. Im Nu flammte der Weg samt Gras und Wald in ungeheurem Brande auf. Als Rauchloh dieses Glutmeer sah, das dem von Agni versengten Walde Indras glich und das er nicht zu überfliegen vermochte, da verlor er den Mut und kehrte entsetzt zurück. Denn durch Schönlohs Zauberkunst geblendet hatte der Rakschasa ganz vergessen, daß er am Himmel dahinzueilen vermochte, und war zu Fuß gekommen, und ebenso eilte er zu Fuß von dannen.

Da pries der Königssohn im Herzen diese Zauberkunst seiner Braut, und von der Furcht befreit kam er in Rauchstadt wieder an. Dort gab er Schönloh ihren Renner wieder und erzählte ihr, wie es ihm ergangen, und sie freute sich herzlich. Darauf trat er vor Feuerloh und sprach: „Ich habe deinem Bruder deinen Auftrag ausgerichtet.“ Ganz bestürzt entgegnete ihm der Rakschasa: „Bist du wirklich dort gewesen, so gib mir ein Wahrzeichen an!“ Hornarm sagte zu dem Verräter: „So höre, ich nenne dir dieses Wahrzeichen am Tempel: zur Linken des Herrn steht die Tochter des Gebirges[1], zu seiner Rechten Ganesa.“

Als Feuerloh dies staunend vernommen, verharrte er ein

[1] = nämlich des Himalaja, Siwas Gemahlin Durga.

Weilchen im Nachdenken: „Wie hat mein Bruder nicht vermocht, den Prinzen aufzufressen, trotzdem dieser den Gang gewagt? Daran erkenne ich, dieser ist kein Mensch, sondern sicherlich ist er ein Gott. Dann ist er ebenbürtig und soll der Gemahl meiner Tochter werden."

So dachte er und entließ den Prinzen, der sein Werk so gut verrichtet, zu seiner Tochter; von dem Verrat in seiner eigenen Familie aber ahnte er nichts. Hornarm, der die Vermählung kaum erwarten konnte, ging zu seiner Geliebten, und als er mit dieser zusammen gegessen und getrunken, verbrachte er die Nacht, so gut es eben ging. Am nächsten Morgen gab ihm Feuerloh seine Tochter unter Entfaltung alles seiner Zaubermacht entsprechenden Glanzes, nach der Vorschrift des Gesetzes und im Angesichte des heiligen Feuers.

Wie kann die Tochter eines Rakschasa mit einem Königssohn die Ehe schließen? Wahrlich, seltsam ist der Ausgang der Taten, die man in einem früheren Dasein vollbracht hat.

Als der Königssohn die geliebte Tochter des Rakschasa gewonnen, da strahlte er wie ein Flamingo, der eine zarte Lotusblume gefunden, die aus dem Schlamm hervorgewachsen ist[1]. So lebte er denn mit ihr zusammen und dachte nur an sie; und dabei schwelgte er in allen den vielen Genüssen, die die Zauberkunst des Rakschasa gewährte.

Als aber einige Tage dahingegangen, sagte er heimlich zu Schönloh: „Komm mit mir, meine Liebe; wir wollen nach der Stadt Wardhamana ziehen. Denn das ist unsere Königsstadt, und ich vermag die Verbannung aus ihr durch meine Feinde nicht zu ertragen. Ist doch die Ehre Männern wie ich so teuer, wie das Leben. Und wenn man auch die Heimat nicht verlassen soll, so verlasse sie um meinetwillen. Melde

---

[1] Mit dem Schlamme wird die Familie der Rakschasa-Prinzessin verglichen. Die Rakschasa sind zwar mächtige, dämonische Wesen, aber doch gemeiner Natur, da sie sich von Menschenfleisch nähren.

deinem Vater unseren Entschluß und nimm den goldenen Pfeil in deine Hand." Schönloh entgegnete: „Wie du befiehlst, mein edler Gemahl, so will ich handeln. Was ist mir Heimat, was sind mir die Meinen: alles das bist du mir. Denn für gute Frauen gibt es keine Zuflucht außer ihrem Gatten. Dem Vater dürfen wir's freilich nicht sagen; er würde uns nicht ziehen lassen. Laß uns denn ziehen, ohne daß er's weiß; denn er ist sehr jähzornig. Wenn er aber unsere Flucht von seinen Dienern vernehmen und uns nachsetzen sollte, so will ich ihn mit meiner Wissenschaft verblenden. Denn er ist töricht wie ein Narr."

Dieses Wortes freute sich der Prinz, und am nächsten Tage bestieg er mit seiner Gemahlin, die ihm Geschenke vom Werte eines Königreichs gemacht hatte und selbst einen Korb mitnahm, der mit unschätzbaren Juwelen gefüllt war, auch den wertvollen goldenen Pfeil nicht vergessen hatte, ihren trefflichen Renner Pfeilgeschwind. Dem Gefolge redete er vor, sie wollten ungestört im Lustgarten umherstreifen, und täuschte es mit diesem Vorwand. Dann machte er sich auf den Ritt nach der Stadt Wardhamana.

Feuerloh merkte die Flucht erst, als das Paar schon einen weiten Weg zurückgelegt; da flog der Rakschasa in seinem Zorn hoch am Himmel ihnen nach. Schönloh hörte das Sausen schon von weitem, das sein Flug verursachte, und sagte zum Prinzen: „Edler Gemahl! Da kommt der Vater, uns zur Umkehr zu zwingen. So bleib' denn ruhig hier und paß auf, wie ich ihn betöre. Er wird dich und das Roß nicht sehen; denn ich berge euch durch meine Zaubermacht." So sprach sie, sprang vom Pferde und verwandelte sich in einen Mann[1].

Nun war dort gerade ein Holzhacker, der Holz zu holen in den Wald gegangen war. Zu diesem sagte sie: „Verhalte

[1] Das Folgende zeigt, wie die Geschichten vom „dummen Teufel" auch den Indern geläufig sind.

dich einen Augenblick ruhig, denn ein mächtiger Rakschasa kommt auf uns zu." Dann nahm sie ihm die Axt ab und spaltete Holz, während der Prinz ihr lächelnd zusah. Als nun der dumme Rakschasa herankam, sah er seine Tochter, die eines Holzfällers Gestalt angenommen, stieg vom Himmel hernieder und fragte sie: „Heda! Hast du einen Mann und eine Frau auf diesem Wege gehen sehen?" Da tat sie, als könne sie vor Ermüdung kaum reden und sagte: „Wir haben niemand gesehen, denn der Schweiß trieft uns von der Anstrengung über die Augen. Wir müssen hier zur Verbrennung Feuerlohs, des Fürsten der Rakschasa, gewaltige Mengen Holz spalten; denn er ist gestorben." Als der Rakschasa dies vernommen, dachte er in seinem einfältigen Sinn: „Oho! Bin ich denn gestorben? Was geht mich da meine Tochter an! Ich will doch gleich nach Hause eilen und meine Leute fragen." Also kehrte Feuerloh eiligst nach Hause zurück. Seine Tochter aber setzte lachend mit ihrem Gatten ihre Reise fort, wie zuvor.

Der Rakschasa erhielt von seinen Dienern, die das Lachen kaum verbeißen konnten, die Versicherung, daß er noch lebe. Das freute ihn sehr, und bald war er den Fliehenden wieder auf den Fersen. Schönloh hatte wieder an dem schrecklichen Rauschen schon von ferne gemerkt, daß er abermals kam, war vom Pferd gesprungen und hatte ihren Gatten durch ihren Zaubertrug verborgen, wie vorher. Da kam des Wegs ein Briefträger. Dem nahm sie einen Brief aus der Hand und verwandelte sich wieder in einen Mann. Als der Rakschasa herangekommen, fragte er sie abermals: „Hast du auf dem Wege einen Mann mit einem Weibe gesehen? So und so sieht er aus." Sie aber, durch ihre Mannesgestalt unkenntlich, sagte seufzend: „Mein Sinn ist nur auf die Eile gerichtet, und so habe ich keinen gesehen, auf den deine Beschreibung paßte. Ich bin ein Briefträger, von Feuerloh zu seinem Bruder gesandt. Denn Feuerloh ist heut' in der Schlacht von einem Feinde tödlich verwundet worden. Er befindet sich in seiner Stadt, und so

will er, obwohl er noch nicht ganz tot ist, seinem Bruder, der ein ungeregeltes Leben führt, das Reich übergeben. Den soll ich kraft des Briefes herbeiholen." Da dachte der Rakschasa: „Bin ich wirklich von meinen Feinden tödlich verwundet?" Und ganz bestürzt kehrte er wieder nach seinem Palaste zurück, sich zu erkundigen. Der Gedanke, daß er doch unmöglich verwundet sein könnte, weil er sich ja hier ganz wohl befand, kam ihm nicht. Denn seltsame Narren hat der Schöpfer geschaffen, deren Sinn immer umdunkelt ist. Als er aber zuhause erfahren hatte, daß das wieder eine Lüge gewesen, die der Leute Lachen erregte, da war er des Truges müde, vergaß seine Tochter und kam nicht wieder. Schönloh dagegen kehrte wie vorher zu ihrem Gatten zurück, als sie ihren Vater betört; denn gute Frauen kennen nichts, als was ihrem Gemahl zum Heile dient.

Nun ritt Hornarm mit seiner Gattin eiligst auf dem Wunderrosse nach Wardhamana. Seinem Vater ward das Nahen des Paares gemeldet, und sogleich zog er ihm froh entgegen vor die Stadt. War es ihm doch, als würde ihm die Königsherrlichkeit von neuem zuteil. Das Paar stieg vom Pferde, als es ihn gewahrte, und fiel ihm zu Füßen; er aber hob die Gatten auf, und als er seinen Sohn umarmte, rannen ihm die Tränen über die Wangen. Dann führte er die Beiden nach der Stadt und veranstaltete ein großes Fest. Und auf seines Vaters Frage erzählte Prinz Hornarm, wo er gewesen und wie es ihm ergangen. Dann ließ er seine neunundneunzig Brüder rufen und übergab ihnen den goldenen Pfeil. Der König aber ward seinen anderen Söhnen gram und achtete nur noch den einen. Er machte ihn zum Thronfolger, und als er nach langen Jahren starb, ward Prinz Hornarm König an seines Vaters statt und lebte mit seiner treuen Gattin glücklich und zufrieden.

(XXXIX, im Anfang gekürzt.)

Das falsche Götterkind.

In unserem Lande liegt die weltberühmte Stadt Udschdschajini[1], in der vor alten Zeiten ein Kaufmannssohn lebte, dessen Name Nistschajadatta war. Dieser war ein Spieler und erwarb sich Tag für Tag durch sein Spiel großen Reichtum. Aber edlen Sinnes spendete er, nachdem er zu Mahakala[2] am Wasser der Sipra gebetet, zunächst Brahmanen und anderen würdigen Leuten sowie Hilflosen und Bedrängten, und dann erst kaufte er sich Salben, Speisen, Betel[3] und alle die übrigen Bedürfnisse des Lebens. Stets, wenn er gebadet und im Tempel Mahakalas gebetet und geopfert, begab er sich auf das Leichenfeld und salbte sich mit Sandel und anderen Salben. Wenn er sich salben wollte, trug er die Salbe auf eine dort stehende Steinsäule auf und rieb seinen Rücken daran, und so tat es der Jüngling alle Tage, um fremde Hilfe entbehren zu können. Und auf diese Weise ward die Säule mit der Zeit vollständig glatt, als wäre sie poliert.

Da kamen eines Tages ein Zeichner und ein Bildhauer des Weges daher. Den Zeichner lud die glatte Fläche ein, an ihr seine Kunst zu zeigen; und so zeichnete er darauf das Bild der Gauri[4]. Der Bildhauer aber machte sich den Spaß, dasselbe mit seinem Meißel einzuhauen. Als sie gegangen, kam einst die Tochter eines Widjadhara[5] dahin, um zu Mahakala zu beten, und sah auf der Säule das Bildnis der Göttin. Da das Bild von solchem Glanz umgeben war,

---

[1] Siehe oben S. 40, Anm. 1.

[2] Siehe oben S. 59, Anm. 3.

[3] Der Same der Katechupalme (Areca Catechu), der gekaut wird.

[4] Die Gattin Siwas, = Durga.

[5] Die Widjadhara („Wissensträger") sind eine Art niederer Gottheiten von hoher Weisheit, die auf dem Himalaja wohnen.

glaubte sie, die Göttin befinde sich in demselben, und nachdem sie ihr gehuldigt, ging sie selbst ein in die steinerne Säule, um zu rasten.

Einige Zeit später nahte sich unser Kaufmannssohn und war sehr erstaunt, als er das Bildnis der Gauri erblickte. Doch salbte er seine Glieder, wie zuvor, und trug dann, um sich den Rücken zu bestreichen, die Salbe auf einer anderen Stelle der Säule auf, an der er sich zu reiben begann.

Die Widjadhara-Jungfrau, die sich in dem Pfeiler befand, beobachtete den Vorgang mit ihren munteren Augen, und da des Jünglings Schönheit ihr Herz bestrickte, dachte sie: „Ein solcher Mann findet niemand, der ihm den Rücken salbe! So will ich ihm denn heute diesen Dienst erweisen." Und sogleich streckte sie ihre Hand aus der Säule und führte liebevoll ihren Entschluß aus. Sowie aber der Jüngling die Berührung fühlte und das Klingen des Armbandes vernahm, ergriff er ihre Hand mit der seinen. Die Jungfrau erschien ihm nicht, sondern rief ihm aus der Säule zu:

„Edler Herr, was hab' ich Euch zu Leide getan? Gebet meine Hand frei!"

Nistschajadatta aber entgegnete:

„Erst erscheine mir und gib dich zu erkennen; dann will ich deine Hand lassen."

Die Widjadhara-Jungfrau schwur ihm, zu erscheinen und ihm Rede zu stehen, und also gab er sie frei. Da trat sie sichtbar aus der Säule in ihrer lieblichen Gestalt, an der kein Fehl war, ließ sich vor ihm nieder und sprach, kein Auge von seinem Antlitz verwendend:

„Auf des Himalaja höchstem Kamm liegt die Stadt Puschkarawati, in der König Windhjapara über die Widjadhara die Herrschaft führt. Ich bin seine jungfräuliche Tochter Anuragapara und kam hierher, um dem Mahakala zu huldigen. Darauf gedachte ich hier zu rasten, als du kamst, um deinen Rücken zu salben. Da erschienst du meinen Augen

wie Maras[1] betörender Pfeil, und so kam's, daß du mir Herz und Hand gefangen hast. Entlaß mich jetzt zu meines Vaters Schloß."

Aber der Jüngling erwiderte:

„Auch du, Grausame, hast mein Herz geraubt, und das kann ich nicht dulden! Wie sollte ich dich ziehen lassen, bevor du mir mein Eigentum zurückgegeben?"

Die Jungfrau, deren Herz die Liebe so rasch in Fesseln geschlagen, entgegnete:

„Nun gut, ich will die Deine werden; du mußt mich aber in meiner Vaterstadt besuchen. Du wirst sie unschwer erreichen und so ans Ziel deiner Wünsche gelangen; denn alles vermag ein entschlossener Mann zu vollbringen."

Nach diesen Worten flog die Jungfrau zum Himmel empor; Nistschajadatta dagegen kehrte nur ihrer gedenkend nach Hause zurück. Er dachte an die Hand, die sich aus der Säule erstreckte wie ein Schößling aus einem Baume, und seufzte: „O wehe! Mir ward ihre Hand zuteil, und doch ward sie nicht die Meine! So will ich denn zu ihr in die Stadt Puschkarawati, und wenn das Schicksal mir nicht beisteht, so will ich gern mein Leben opfern."

In solchen Gedanken verbrachte er liebeskrank das Ende des Tages; beim nächsten Morgengrauen aber machte er sich auf den Weg nach dem Norden.

Auf seiner Reise gesellten sich drei andere Kaufmannssöhne zu ihm, die gleichfalls nach Norden zogen. Mit ihnen durchwanderte er Städte, Dörfer, Wälder und Flüsse und kam endlich in die Lande des Nordens, die meist von Wilden bewohnt sind. Da fiel er mit seinen Reisegefährten einer Schar von Tadschika[1] in die Hände, die die Vier gefangennahmen und an einen ihrer Landsleute verkauften. Dieser schickte sie

---

[1] Mara = Liebesgott.

[2] Der Name eines wilden Stammes.

unter Bedeckung seiner Diener als Geschenk einem Turuschka[1], der Murawara hieß. Als die Diener mit ihnen am Bestimmungsort anlangten, erfuhren sie, daß Murawara gestorben war und händigten sie darum seinem Sohne aus. Der Sohn aber dachte: „Da die Vier meinem Vater von seinem Freunde zum Geschenke gesandt worden, so muß ich sie ihm zukommen lassen; ich werde sie ihm also in sein Grab geben.“ Mit dieser Absicht ließ er sie die Nacht über in starke Fesseln legen.

Während sie nun so gebunden im Finstern dalagen, sagte Nistschajadatta zu seinen vor Todesfurcht zitternden Gefährten: „Was hilft euch diese Angst? Ermannet euch und fasset Mut; denn des Unglücks Schläge weichen vor dem Mutigen, als fürchteten sie sich vor ihm. Gedenket nur der heiligen Durga im Gebet, damit sie uns aus unserm Leid befreie.“ Also tröstete er seine Freunde und betete inbrünstig zu der Göttin:

Erhabne Göttin, hör' mein frommes Grüßen;
Ich neige mich zu deinen schönen Füßen,
Die so des Lakes[2] holde Salbe rötet,
Wie der Asuren[3] Blut, die du getötet.

Du, Göttin, bist des hehren Siwa Kraft[4],
Die ihm das Königtum des Weltalls schafft.
Du bist's allein, durch die die Dreiwelt lebt,
Durch die sich regt, was in ihr lebt und webt.

Du retteteſt die Welten aus der Not
Und gabst dem Dämon Mahischa den Tod.
Errette mich, der deinen Schutz erfleht,
O Göttin, die zu ihren Betern steht.

---

[1] Der indische Name für „Türken“.

[2] Eine rote Salbe.

[3] Die Asuren waren Dämonen, die den Göttern die Herrschaft entrissen hatten. Da vernichtete Durga ihre Heere und gewann den Göttern ihre Herrschaft wieder.

[4] Die Kraft, durch die ein Gott wirkt, wird als seine Gemahlin dargestellt.

Mit diesen und ähnlichen Gebeten priesen Nistschajadatta und seine Gefährten die Göttin, wie es sich gebührte; aber bald verfielen sie ermüdet in tiefen Schlaf. Da erschien diese ihnen im Traume und rief ihnen zu: „Stehet auf, meine Söhne, und gehet von dannen; eure Banden sind gelöst.“ Und als sie in der Nacht erwachten, da waren die Fesseln von ihnen gefallen. Froh erzählten sie einander, was sie geträumt, und retteten sich. Sie gingen einen weiten Weg, bis der Morgen graute; da aber sagten die anderen Kaufmannssöhne, die so Entsetzliches geschaut, zu Nistschajadatta:

„Lieber Freund, wir haben genug von diesem Lande mit seinen Barbaren und wollen wieder nach dem Süden wandern. Du aber tu, was dir beliebt.“

Also verabschiedete sich Nistschajadatta von ihnen und ließ sie gehen, wohin sie wollten. Er selbst dagegen setzte entschlossen seinen Weg nach Norden fort. Denn stärker als alle Verstandesgründe zog ihn, einem Lasso gleich, die Liebe zu der holden Jungfrau.

Nach einiger Zeit traf er mit vier Asketen zusammen, die sich dem Dienste Siwas geweiht hatten, und sie überschritten zusammen den Fluß Witasta[1]. Als sie dies getan, nahmen sie ihr Abendbrot ein, und während die Sonne schon den Gipfel des Untergangsberges[2] küßte, traten sie in einen Wald, durch den der Weg führte. Da kamen ihnen einige Holzträger entgegen und fragten sie:

„Wo wollt ihr hin, da der Tag zur Neige geht? Vor euch liegt keine bewohnte Stätte. Nur ein leerer Siwatempel erhebt sich in diesem Forste. Wer aber die Nacht in ihm oder in seiner Nähe verbringen will, den bezaubert ein Jakscha-

---

[1] Der Ὑδάσπης der Griechen, heute Betustā oder Jhelum (Jehlam), an dem Srinagar, die Hauptstadt von Kaschmir, liegt.

[2] Siehe oben S. 89, Anm. 3.

weib[1] Namens Sringotpadini[2], und nachdem sie ihm hat Hörner wachsen lassen und ihn in ein Rind verwandelt, zehrt sie ihn auf."

Die Asketen hatten die Botschaft wohl gehört; aber sie sagten verächtlich zu ihrem Begleiter:

„Komm' nur mit uns! Was kann uns dies alberne Jakschaweib anhaben? Wie viele Nächte haben wir auf den verschiedensten Leichenfeldern durchwacht![3]"

Nistschajadatta ließ sich überreden und ging mit ihnen nach dem Siwatempel, um in ihm zu nächtigen. Im Hofe desselben zogen sie schnell einen großen Kreis mit Asche, trugen Brennmaterial hinein, entzündeten ein Feuer und verharrten in dem Kreise, indem sie Zauberſprüche murmelten, um sich zu schützen.

Als es dunkel geworden, nahte in der Ferne das Jakschaweib, tanzend und singend und auf einer Laute aus Menschenknochen spielend. Sobald sie herangekommen, richtete sie auf einen der vier Asketen ihre Blicke, sprach vor dem Kreise tanzend einen Zauberspruch, durch den dem Asketen Hörner wuchsen, und der ihn verzauberte, so daß er aufstand und tanzte, bis er in das flammende Feuer stürzte. Als er dann halb verbrannt war, zog ihn das erfreute Weib aus dem Feuer an sich heran und verzehrte ihn. Dann heftete sie ihre Augen auf den zweiten Asketen, sprach wieder ihren Zauberspruch, der die Hörner wachsen ließ, immer, indem sie tanzte, und auch der Zweite tanzte, bis er ins Feuer fiel, und wurde dann vor den Augen der anderen von ihr herausgezogen und verzehrt. So verzauberte sie nach und nach alle vier Asketen, und alle wurden von ihr aufgefressen, nachdem ihnen Hörner gewachsen.

---

[1] Siehe oben S. 9, Anm. 1.

[2] „Hörnererzeugerin". Das Folgende erinnert an das homerische Märchen von Kirke und an das von der wunderbaren Fiedel.

[3] Siehe oben S. 59, Anm. 3.

Als sie aber den vierten verzehrte, da fügte es das Schicksal, daß sie, von Fleisch und Blut berauscht, ihre Laute auf den Boden legte. Sofort sprang der mutige Nistschajadatta auf, nahm sie, tanzte lachend hin und her und sang den hörnererweckenden Zauberspruch, den er mehreremale gehört und so gelernt hatte, und dabei heftete er seine Blicke auf des Weibes Antlitz.

Infolge dieser Tat aber war sie fassungslos. Schon fühlte sie, wie die Hörner an ihrer Stirn hervorwachsen wollten, und in ihrer Todesangst flehte sie mit demütiger Stimme:

„Erhabner Herr! Töte nicht mich, ein elendes Weib. Ich flehe dich um Gnade, höre auf mit der Beschwörung! Schone mich! Ich weiß alles, was du begehrst, und will dir deinen Wunsch erfüllen und dich zu dem Orte führen, da Anuragapara weilt."

Auf diese vertrauensvolle Bitte hin unterbrach der kühne Nistschajadatta seine Beschwörung, stieg der Jakschini, die ihn dazu einlud, auf den Rücken und ward von ihr der Geliebten entgegengetragen. Die Fahrt ging hoch am Himmel dahin. Als sich aber die Nacht zu lichten begann, ließ sich die Jakschini in einem Bergwald nieder und sprach höflich zu Nistschajadatta:

„Sobald die Sonne aufgegangen, kann ich nicht mehr durch die Lüfte fliegen. Verbringe denn, o Herr, den Tag in diesem lieblichen Walde. Süße Früchte magst du essen und dich am klaren Wasser der Bergquellen letzen. Ich will jetzt heim; doch wenn der Abend naht, so komm' ich wieder. Dann trag' ich dich wie vorhin deiner Anuragapara entgegen nach der Stadt Puschkarawati, die das Haupt des Himalaja krönt."

Nistschajadatta war's zufrieden; und so setzte sie ihn von ihrer Schulter auf die Erde nieder und ging, um ihrem Versprechen getreu am Abend zurückzukehren.

Als sie fort war, hielt Nistschajadatta Umschau und ge-

wahrte einen tiefen See mit durchsichtiger, kühler Flut. Aber sein Wasser war vergiftet. Die Sonne streckte ihre Strahlenhand darauf, als wollte sie auf ihn hinweisen und sagen: „Siehe hier ein Abbild des falschen Herzens eines liebestrunkenen Weibes!“

Während er seine Waschungen vollzog[1], merkte er am Geruche, daß der See vergiftet war, und da ihn der Durst quälte, streifte er auf diesem himmlischen Gebirge nach Wasser umher. Da sah er aus einem Erdhügel zwei Gegenstände leuchten, die Rubinen glichen. Er grub nach, und als er die Erde entfernt hatte, bemerkte er den Kopf eines lebenden Affen; und die rubinenartigen Gegenstände waren die Augen desselben.

Während er noch ganz erstaunt überlegte, was dies zu bedeuten habe, redete der Affe mit menschlicher Stimme also zu ihm:

„Ich bin ein in einen Affen verwandelter Mensch, und zwar ein Brahman. Grabe mich gar aus, trefflicher Mann; so will ich dir mein ganzes Abenteuer erzählen.“

Staunend entfernte Nistschajadatta den Boden und zog den Affen aus der Erde empor. Dieser fiel ihm zu Füßen und sprach:

„Du hast mich aus meiner qualvollen Lage befreit und mir damit neues Leben geschenkt. So komm denn mit und genieße Früchte und Wasser, denn du bist ermattet; und auch ich will mit deiner Erlaubnis mein Fasten brechen — nach langer Zeit!“

Mit diesen Worten führte er ihn eine weite Strecke bis ans Ufer eines Flusses, von dem viele Bäume das nährende Naß empfingen, die süße Früchte und kühlen Schatten boten. Hier badete Nistschajadatta, trank und aß von dem Obste,

[1] Die der brahmanische Inder an jedem Morgen vornehmen muß.

und dann ging er zu dem Affen, der gleichfalls sein Fasten beendet, und sprach zu ihm:

„Wie bist du zum Affen geworden, obwohl du ein Mensch warst?“ Der andere sagte: „So höre denn; ich will dir's erzählen“.

Geschichte des Affen.

In Benares lebt ein angesehener Brahman Namens Tschandraswamin; und ich bin der Sohn desselben und seines ehrsamen Weibes. Mein Vater gab mir den Namen Somaswamin, und mit der Zeit wuchs ich zum Jüngling heran und überließ mich der Liebe, die mich einem rasenden Elefanten gleich dahinführte, der in seinem Rausche keinem leitenden Haken gehorcht. Nun wohnte in derselben Stadt ein Kaufmann. Dessen Tochter stand einst am Fenster und gewahrte mich von weitem zu der Zeit, da ich mich in dem geschilderten Zustande befand. Sie war jung, hieß Bandhudatta und war die Gemahlin des Großkaufmanns Warahadatta in Mathura[1]. Damals aber weilte sie noch im Hause ihres Vaters. Mein Anblick erregte ihre Lust, und als sie meinen Namen erkundet, sandte sie mir eine kluge Freundin und ließ mich um ein Stelldichein bitten. Die Botin merkte sogleich, daß ich ebenfalls blind war vor Verlangen, und so meldete sie mir insgeheim ihrer Freundin Begehr und führte mich in ihre eigene Wohnung. Dort bat sie mich zu verweilen und holte heimlich jene Bandhudatta, die in ihrem Verlangen alle Ehrsamkeit beiseitesetzte; denn kaum war sie da, so fiel sie mir um den Hals. Wenn der Gott der Liebe zu viel Boden gewonnen, so

[1] Die Mädchen bleiben in Indien, nachdem die Ehe formell geschlossen ward, während sie noch kleine Kinder sind, bis zum Eintritt der Reife im Elternhause. — Mathura ist das heutige Muttra an der Jumna.

ist er der einzige Held, der die Frauen regiert. Von nun an hielt Bandhudatta nichts mehr zurück; sie kam alle Tage aus ihres Vaters Hause nach dem ihrer Freundin und genoß daselbst mit mir die Freuden der Liebe.

Eines Tages, als sie eine lange Zeit bei ihrem Vater gewohnt, kam ihr Gemahl, der Handelsherr aus Mathura, um sie in sein eigenes Heim zu geleiten. Sie nahm Abschied von ihrem Vater, und da ihr Gatte sie fortführen wollte, sagte sie zu einer zweiten Freundin, die um unser Geheimnis wußte:

„Liebe Freundin! Es ist nicht mehr abzuwenden, daß mein Gemahl mich nach der Stadt Mathura führt. Wie aber soll ich dort leben, wenn ich von meinem Somaswamin getrennt bin? Zeig' mir einen Ausweg aus dieser Not!"

Die Freundin war eine Hexe und sagte:

„Ich kenne zwei Zaubersprüche. Verwendet man den einen, indem man einem Menschen ein Halsband umlegt, so wird dieser Mensch augenblicklich zum Affen. Nimmt man das Halsband ab und spricht den zweiten, so wird derselbe Affe wieder zum Menschen. Aber selbst in seiner Affengestalt behält er seinen Verstand. Wenn es dir also recht ist, so will ich deinen Geliebten in einen jungen Affen verwandeln. Dann magst du ihn als Spielzeug mit dir nehmen und getrost nach Mathura reisen. Die beiden Zauberformeln will ich dich lehren, durch die du den an deiner Seite weilenden Geliebten in einen Affen und, sobald ihr allein seid, in einen Mann verwandeln kannst."

Bandhudatta war's zufrieden; und als mich ihre Freundin heimlich gebracht hatte, erzählte sie mir liebevoll, worum es sich handelte. Ich hatte gleichfalls nichts einzuwenden, und so legte mir denn die Freundin das Zauberhalsband um und machte mich zu einem jungen Affen. Sobald ich diese Gestalt angenommen, brachte mich meine Geliebte ihrem Gatten und zeigte mich ihm, indem sie sagte, eine Freundin habe mich ihr

geſchenkt, damit ſie etwas habe zum Zeitvertreib. Der Mann freute ſich, wie er mich, „als Zeitvertreib", in ihrem Schoße ſitzen ſah. Ich aber war ein richtiger Affe, trotzdem ich meinen vollen Verſtand und die Gabe menſchlicher Rede behalten hatte. Ich mußte ſogar lachen bei dem Gedanken, wie vielfältig doch die Liſten der Frauen ſind; denn wer wird nicht zum Spott, wenn ihn die Liebe übermannt!

Bandhudatta ließ ſich von ihrer Freundin die beiden Sprüche lehren, und am folgenden Tage ging die Reiſe fort aus ihrem Vaterhaus nach Mathura. Mich ließ ihr Gemahl während des Marſches von einem Diener auf der Schulter tragen, weil er ihr gern gefällig war. Als wir zwei bis drei Tage gewandert waren und den halben Weg zurückgelegt hatten, kamen wir in einen Wald, der gefährlich war infolge der vielen Affen, die er beherbergte. Als die Affen mich erblickten, kamen ſie ſcharenweiſe herbei, warfen nach mir von allen Seiten und kreiſchten einander ihre Freudenlaute zu. Und als ſie herangekommen, war es unmöglich, ſie abzuwehren; ja, ſie begannen ſogar, den Diener des Kaufmanns, auf deſſen Schulter ich ſaß, zu zerfleiſchen. Außer ſich vor Angſt, ſchleuderte dieſer mich auf die Erde und lief davon; die Affen aber packten mich. In ihrer Liebe zu mir ſchlugen Bandhudatta, ihr Gemahl und ihre Leute mit Knütteln auf die Affen ein und warfen ſie mit Steinen, vermochten aber dennoch nicht, ihrer Herr zu werden. Ich war ganz betäubt. Die Affen aber, als wären ſie erboſt über meinen ſündhaften Wandel, rauften mir mit Zähnen und Nägeln Haar für Haar von allen meinen Gliedern. Doch die Zauberkraft des Halsbandes und Siwa, an den ich ein ſtummes Stoßgebet richtete, verliehen mir Kräfte, ſo daß ich mich aus ihrer Gefangenſchaft befreite und davonlief. Ich flüchtete mich in den Wald, da er am dichteſten war, und entzog mich ſo ihren Blicken; und von Wald zu Wald kam ich dann ſchließlich nach dieſem Forſte. Und während ich nun hier in der Regenzeit umherirrte, ziellos,

da der Kummer mich geblendet, und bei mir überlegte, wie ich nun in diesem Dasein von Bandhudatta getrennt war und trotzdem noch immer die Affengestalt tragen mußte, als Strafe dafür, daß ich dem Weibe eines anderen genaht, da sandte mir das Schicksal, noch immer nicht zufrieden, ein weiteres Unglück. Denn plötzlich erschien ein Elefantenweibchen, packte mich mit seinem Rüssel und schleuderte mich in den zähen Schlamm eines vom Regen durchweichten Termitenhügels. Es muß dies wohl irgend eine vom Schicksal gesandte Gottheit gewesen sein; denn trotz aller Anstrengungen gelang es mir nicht, mich aus dem Lehm zu befreien. Aber als dieser getrocknet war, bin ich nicht nur nicht gestorben, sondern ich ward sogar erleuchtet, da ich fortgesetzt über Siwa nachdachte. Und diese ganze Zeit über hat mich weder Hunger noch Durst gequält, bis du mich heute aus dem trockenen Lehmhaufen befreit hast. Doch trotzdem ich die Erleuchtung erlangt habe, ist meine Macht nicht so groß, daß ich mich aus dieser Affengestalt befreien könnte. Erst wenn eine Zauberin mir mit jenem Spruche das Halsband löst, dann werde ich wieder zum Menschen.

„Dies ist meine Geschichte. Wie aber und zu welchem Zwecke bist du in diesen unzugänglichen Wald gekommen? Das sollst du mir nun auch erzählen." Und Nistschajadatta berichtete auf die Bitte des Brahmanen diesem sein Abenteuer, wie er, die Widjadhara-Maid zu gewinnen, aus Udschdschajini komme, in der Nacht getragen von einer Jakschini, die er durch seine Kaltblütigkeit bezwungen. Als aber der weise Somaswamin in seiner Affengestalt diese wunderbare Begebenheit vernommen, sagte er: „Um eines Weibes willen hast du schwere Drangsal erduldet, genau so wie ich. Glück und Weiber haben noch Keinem jemals ihre dauernde Huld geschenkt. Dem Abendrote gleich glühen die Frauen nur kurze Zeit. Ihr Herz scheut die geraden Wege gleich dem Laufe

eines Flusses. Wie die Schlangen verdienen sie kein Vertrauen, und wie der Blitz flammt uns ihre Liebe nur einen Augenblick. Wenn dir jenes Widjadhara-Kind auch wirklich einige Zeit lang ihre Neigung schenkt, so wird sie deiner überdrüssig werden, sobald sich ihr ein Mann aus ihrer Sippe naht; denn du bist doch nur ein Mensch. So laß denn ab von deinem Ringen nach einem Weibe, das dir einst bitter munden wird wie eine Koloquinte. Zieh nicht nach Puschkarawati, der Stadt der Widhjadhara, sondern laß dich von deiner Jakschini wieder nach Udschdschajini bringen. Beachte meine Warnung, Freund; denn auch ich habe in meiner Weibertollheit einst Freundesworte verschmäht und muß nun dafür büßen. Wie die Biene von Blume zu Blume so schwärmt das Weib von Mann zu Mann. Auch dich wird noch die Reue befallen, wie sie mich jetzt quält."

Doch Nistschajadattas Liebe war allzumächtig, und deshalb gingen ihm die Worte des Brahmanen nicht zu Herzen. Er sagte vielmehr zu ihm: „Sie *kann* mich nicht betrügen; stammt sie doch aus dem reinen Geschlechte des Königs der Widjadhara!"

Während sie so sprachen, neigte sich die Sonne, als wollte sie Nistschajadatta gefällig sein, auf den Untergangsberg hinab. Gleich einer Botin verkündete die Nacht die Ankunft der Jakschini, und bald kam diese selbst. Nistschajadatta verabschiedete sich von dem Affen, der ihn bat, seiner nicht zu vergessen, und dann ging's auf dem Rücken der Jakschini wieder auf die Reise, der Geliebten entgegen. Um Mitternacht langte er auf dem Himalaja in Puschkarawati an, der Residenz des Königs der Widhjadhara, des Vaters seiner Geliebten. Diese hatte infolge ihres übernatürlichen Wissens seine Ankunft gemerkt und verließ die Stadt, um ihn zu empfangen. Die Jakschini sagte: „Hier kommt deine Liebste, die wie ein zweiter Mond deine Augen weiden möge in der Nacht. So will ich denn gehen." Dann setzte sie Nistschaja-

datta von ihrer Schulter zur Erde, neigte sich vor ihm und flog davon. Anuragapara aber umarmte ihn heftig — denn lange schon hatte die Sehnsucht sie gequält — und erfreute den Geliebten durch viele Beweise ihrer Huld. Auch er umarmte sie — hatte ihn doch die Wonne dieser Vereinigung gar manche schwere Stunde gekostet! und regungslos sog er ihren Leib gleichsam auf in den seinen. So ward sie sein Weib nach dem Gandharwa-Ritus[1], und dann schuf sie sogleich mit ihrer Zaubermacht eine Stadt außerhalb der Residenz. In dieser Stadt weilte nun Nistschajadatta mit seiner Gattin, von ihren Eltern unbemerkt, deren Blicke sie mit ihrer Zauberkunst umhüllte. Auf ihre Frage erzählte er ihr von all' den großen Leiden, die er auf seiner Reise erduldet, und sie rechnete ihm diese hoch an und gewährte ihm alle Genüsse, die sein Herz begehrte.

Eines Tages nun berichtete Nistschajadatta der Widjadhari die wunderbaren Abenteuer des in einen Affen verwandelten Somaswamin und fügte hinzu: „Willst du ein gutes Werk vollbringen, meine Liebe, so sinne auf ein Mittel und erlöse meinen Freund aus seiner Tiergestalt." Anuragapara sagte: „Dieser Zauber fällt ins Machtbereich der Hexen; wir haben nichts damit zu schaffen. Trotzdem will ich dir deinen Wunsch erfüllen, du lieber Mann. Ich habe eine Freundin, eine vollendete Zauberin: die will ich darum bitten." Ob dieser Auskunft hoch erfreut, sagte der Kaufmannssohn: „Laß uns zu meinem Freunde gehen, damit du ihn zu sehen bekommst." Seine Gattin war's zufrieden, und am folgenden Tage nahm sie ihn in den Schoß und flog mit ihm durch die Lüfte nach dem Walde, in dem sich sein Freund befand. Beide gingen ihm entgegen, sobald sie ihn gewahrten, neigten sich vor ihm und fragten ihn, wie es ihm ginge. Der Affe Somaswamin sagte: „Heute geht mir's wirklich gut, da ich euch beide ver-

[1] Siehe oben S. 54, Anm. 1.

einigt ſehe.“ Dann hieß er ſeinen Freund willkommen und gab ſeiner Gemahlin den Segen, und alle drei ließen ſich nieder auf einen ſchönen, glatten Felſen und führten allerlei Geſpräche über die Geſchichte dieſes Affen, die Nistſchajadatta ſchon vorher mit ſeiner Geliebten überlegt hatte. Endlich nahm der Kaufmannsſohn Abſchied und flog durch die Lüfte zurück nach ſeiner Liebſten Schloß, von dieſer in ihrem Schoß getragen.

Am folgenden Tage ſagte er wieder zu ſeiner Gemahlin: „Komm, laß uns auf einen Augenblick zu meinem Freunde gehen.“ Sie entgegnete: „Geh du heute ſelber. Ich will dir den Zauber mitteilen, durch deſſen Hilfe ich auf und nieder fliege.“ Und als er dieſen doppelten Zauber erhalten, eilte er auf dem Wolkenpfade ſeinem Freund entgegen.

Während dieſe Beiden nun bei traulicher Unterhaltung lange beiſammen ſaßen, verließ Anuragapara ihr Schloß, um im Garten ſpazieren zu gehen, und als ſie ſich an einem lauſchigen Plätzchen geſetzt hatte, gewahrte ſie einen blutjungen Widjadhara, der ziellos durch die Lüfte ſchweifte. Kaum hatte dieſer ſie erblickt, da ſchlug die Liebe ihn ſchon in ihre Feſſeln, und er trat vor die Prinzeſſin. Infolge ſeines Wiſſens erkannte er ſofort, daß ſie eine Widjadhari war, die ſich einem Sterblichen vermählt hatte. Sie ſenkte zwar ihr Angeſicht, betrachtete ihn aber trotzdem, und da ſie ſah, wie ſchön er war, flüſterte ſie ihm neugierig die Frage zu, wer er ſei, und was ihn herbeigeführt. Er ſagte: „Wiſſe, holdes Kind, daß ich ein Widjadhara bin, kundig unſerer hohen Wiſſenſchaft. Kaum ſah ich deine ſchönen Gazellenaugen, ſo hat der Gott, der uns im Herzen wohnt[1], mich ſchon gefeſſelt und gibt mich dir zu eigen. So laß denn ab vom Dienſte eines Sterblichen, der auf Erden wandelt, du Götterkind, ſolange es dein Vater noch nicht

[1] Der Liebesgott.

gemerkt hat, und gewähre mir deine Huld, da ich dir ebenbürtig bin."

Während er sprach, hatte die flatterhafte Schöne ihn schüchtern von der Seite betrachtet, und das Ergebnis dieser Betrachtung war, daß sie ihn ihrer Neigung wert fand. Und da der Ort geeignet war, so machte sie der Jüngling zu seinem Weibe. Denn die Liebe kennt keine Bedenken, wenn an einsamer Stelle sich zwei Herzen finden.

Kaum hatte sich der Widjadhara entfernt, so kehrte Nistschajadatta von seinem Besuch zurück. Sie fiel ihm nicht wie früher in die Arme und umschmeichelte ihn nicht; denn die Liebe zu ihm war aus ihrer Seele geschwunden. Vielmehr schützte sie Kopfschmerz vor und hielt sich fern. Arglos dachte Nistschajadatta an keinen Trug, denn die Liebe machte ihn blind. Und da er an ihr Unwohlsein glaubte, ward es ihm schwer, den Tag zu überstehen. Betrübt flog er am nächsten Morgen wieder zu seinem Freunde Somaswamin, und seine beiden Zauberformeln bahnten ihm den Weg durch die Lüfte. Kaum war er fort, so stellte sich der verliebte Widjadhara wieder bei Anuragapara ein, dem die Trennung von ihr den Schlaf in der Nacht geraubt hatte. Auch in ihr hatte die nächtliche Trennung neues Sehnen entfacht, und so schloß er seine Arme um ihren Hals. Nach der Umarmung aber war er so erschöpft, daß ihn der Schlaf übermannte.

Als er in ihrem Schoße entschlummert war, verbarg sie ihn durch die Macht ihres Zaubers, entschlief aber dann gleichfalls infolge der durchwachten Nacht.

Um dieselbe Zeit kam Nistschajadatta zu seinem Freunde, der ihn willkommen hieß und zu ihm sprach:

„Du siehst heute recht niedergeschlagen aus; erzähle mir, woher das kommt!" Der andere berichtete, seine Gemahlin fühle sich sehr unwohl, und das betrübe ihn; denn er liebe sie mehr als sein Leben.

Der Affe, dem, wie oben erzählt, Erleuchtung geworden,

bat ihn, die Frau, die jetzt ſchlummere, in den Schoß zu nehmen und ſie mit Hilfe des Zaubers, den ſie ihm mitgeteilt, durch die Luft herbeizubringen. Er wolle ihm dann ein großes Wunder zeigen.

Nistſchajadatta eilte davon, fand ſie ſchlafend und hob ſie mit leichter Mühe in ſeinen Schoß. Den Widhjadhara aber, der unzertrennlich von ihr an ihrem Herzen ſchlummerte, konnte er nicht ſehen, da ihn ihr Zauber unſichtbar gemacht. Im Nu ſtieg er auf und führte ſie durch den Äther zu Somaſwamin. Da lehrte ihn dieſer, deſſen Augen wie die eines Gottes alles durchſchauten, einen Zauberſpruch, der ihm den Widjadhara zeigte, welcher den Hals der Geliebten feſt umſchlungen hielt. Bei dieſem Anblick rief er: „Wehe, was iſt das?“ Und der Affe, dem ſein Blick die Wahrheit kündete, erzählte ihm, wie alles gekommen war. Nistſchajadatta ward zornig; da erwachte der Widjadhara, der Buhle ſeines Weibes, ſtieg zum Himmel empor und verſchwand. Auch Anuragapara fuhr aus dem Schlafe empor, und da ſie ihr Geheimnis verraten ſah, ſtand ſie da, beſchämt und geſenkten Hauptes.

Ihr Gemahl ſagte zu ihr, während die Tränen aus ſeinen Augen hervorbrachen: „Treuloſes Weib! Wie konnteſt du mich ſo hintergehen, da du mein ganzes Vertrauen beſaßeſt! Wahrlich, das unſteteſte Ding, das Queckſilber, kann man hemmen; aber nichts gibt es, was ein Weiberherz zu bannen vermöchte.“ Weinend, und ohne ein Wort zu ſagen, hörte ſie dieſe Rede; dann ſtieg ſie langſam in die Luft empor und kehrte nachhauſe zurück.

Der Affe ſprach nun zu ſeinem Freunde: „Trotz meiner Warnung biſt du dieſem Weibe nachgelaufen. Der Kummer, der dich quält, iſt die Frucht deiner tiefen, wie Feuer zehrenden Leidenſchaft. Die unſteten Gaben des Glückes und die Weiber verdienen kein Vertrauen. Darum gräme dich nicht und ſuche

deinen Seelenfrieden wiederzugewinnen. Denn was geſchehen ſoll, das kann der Schöpfer ſelbſt nicht abwenden[1]."

So ſprach der Brahmane, und Nistſchajadatta bezwang ſeinen Kummer und ließ ab von ſeiner Verblendung; und frei von Leidenſchaft ſuchte er bei Siwa ſeine Zuflucht.

Während er mit ſeinem Freunde dort im Walde lebte, führte das Schickſal eine Büßerin zu ihnen, Namens Mokſchada[2]. Nistſchajadatta neigte ſich vor ihr; ſie aber ſagte zu ihm: „Sonderbar, daß du, ein Menſch, mit dieſem Affen wie mit einem Freunde verkehrſt!" Da erzählte er ihr erſt ſeine Geſchichte und dann das traurige Abenteuer ſeines Freundes und ſprach: „Kennſt du einen Zauber oder einen Spruch, ſo erlöſe endlich meinen lieben Freund aus ſeiner Affengeſtalt." Und ſie gewährte die Bitte. Indem ſie eine Zauberformel murmelte, nahm ſie das Band vom Halſe des Affen, und Somaſwamin verließ ſeine Tiergeſtalt und ward der Menſch, der er geweſen.

Die Büßerin, die übernatürliche Kräfte beſaß, war verſchwunden wie ein Blitz. Die beiden Freunde jedoch blieben dort und übten ſtrenge Askeſe, und mit der Zeit erlangten ſie die höchſte Seligkeit.

So ſchenken die Frauen mit ihrem unſteten Charakter infolge ihrer vielen ſchlimmen Taten dem Manne ſchließlich Einſicht und löſen ihn aus den Banden, mit denen die Sinne ihn umſtricken. Doch gibt es unter ihnen auch gute, die einer ruhmreichen Familie zur Zierde gereichen, wie die erſte Sichel des zunehmenden Mondes dem Himmelszelt.

(XXXVII, 3 ff.)

---

[1] Brahman.

[2] „Befreiung ſpendend".

Singhaparakrama und seine Frauen.

In Benares lebte vor Zeiten ein König mit seinem Kanzler Singhaparakrama („Löwenkraft"), den er außerordentlich liebte und der im Spiele wie in allen Kämpfen unvergleichlich siegreich war. Die Frau des Kanzlers dagegen war an Gemüt ebenso häßlich wie an Gestalt und führte den bedeutungsvollen Namen Kalahakari („die Zänkische").

Durch des Königs Gnade und durchs Spiel erwarb der Kanzler unaufhörlich reiches Gut, und standhaft gab er alles, sowie er es erhalten, seinem bösen Weibe. Aber obwohl dieses außerdem mit drei Söhnen gesegnet war, ließ es auch nicht einen Augenblick verstreichen, ohne zu keifen. Beständig quälte es mit ihren Söhnen den Kanzler und rief ihm scheltend zu: „Dieweil du draußen trinkst und ißt, müssen wir zu Hause darben!" Und trotzdem er nichts unterließ bei Tag und Nacht, sie milder zu stimmen, indem er ihr Speise, Trank und Kleider schenkte, loderte die Glut ihres Grimmes auf, die wie der Wunsch nach weltlichen Genüssen nicht zu dämpfen war.

Schließlich kam es so weit, daß er von ihren Zornesausbrüchen völlig erschöpft war. Da pilgerte Singhaparakrama zu der Göttin (Durga)[1], die auf dem Windhja wohnt. Dort kasteite er sich durch Fasten, und als er einst in Schlaf gesunken war, erschien die Göttin ihm und sprach:

„Erhebe dich, mein Sohn, und kehre nach Benares zurück. Dort steht ein einzelner Feigenbaum, vor allen andern stattlich an Größe[2]; an dessen Wurzeln grabe unverdrossen nach, so wirst du auf einen Schatz stoßen. In diesem wirst du von

[1] Durga ist Siwas Gemahlin. Ihr Sitz, der Windhja, ist das Gebirge, welches Hindustan vom Dekan trennt.

[2] Siehe oben S. 76, Anm. 2.

dem übrigen geſondert ein ſmaragdenes Gefäß finden, blinkend wie ein Schwert. Darein laß dein Auge gleiten, und wie auf einem Bilde wird ſich dir in ihm das frühere Daſein eines jeden Weſens zeigen, deſſen du gedenkſt. So wirſt du auch das frühere Leben deiner Frau und deiner ſelbſt erfahren, und wenn du ſo die Wahrheit erkannt, werden Kummer und Pein aus deinem Herzen ſchwinden; du aber wirſt in deinem Heim in Frieden leben."

Als der Kanzler am nächſten Morgen erwachte, beendete er ſein Faſten und lenkte ſeine Schritte nach Benares. Er fand den Feigenbaum, grub unter ſeinen Wurzeln nach und hob den Schatz ſamt dem großen Edelſteingefäße. Und als er begierig in dasſelbe blickte, ſah er darin, daß ſeine Frau im vorhergehenden Leben ein ſchreckliches Bärenweibchen, er ſelbſt aber ein Löwe geweſen war.

Jetzt verſtand er, daß der Zwiſt, der zwiſchen ihm und ſeiner Gattin herrſchte, unvermeidlich war infolge einer dunklen Erinnerung an ihre heftige Feindſchaft in dem letzten Leben, und Gram und Kummer wichen von ihm.

Durch des Gefäßes Kraft erkundete er nun ferner das Schickſal vieler Mädchen. Solche, die in früheren Exiſtenzen feindlichen Geſchlechtern angehört hatten, ließ er unbeachtet. Einem aber, das im vorigen Daſein eine ihm gleichgeſtellte Löwin geweſen war — es hieß Singhaſri („Löwenglück") —, vermählte er ſich und machte es zu ſeiner zweiten Gemahlin. Seiner erſten Gattin dagegen gewährte er nur noch ihren Unterhalt und lebte glücklich im Beſitze des gehobenen Schatzes und ſeiner neuen Gefährtin.

(XXIII, 31 ff.)

Der Jakſcha und ſein Weib[1].

Es war einmal ein Jakſcha, Wirupakſcha („mit häßlichem Auge") genannt, ein Diener Kuberas[2], der ihn als oberſten Hüter über hunderttauſend Schätze geſetzt hatte.

Dieſer Wirupakſcha hatte einen andern Jakſcha beauftragt, unbeweglich wie eine Steinſäule einen Schatz zu bewachen, der vor der Stadt Mathura verborgen lag.

In dieſer Stadt aber lebte ein dem Dienſte Sivas ergebener Brahman, der ſich aufs Heben von Schätzen verſtand. Eines Tages ging derſelbe aus, um Schätze zu ſuchen. Seine Hand hielt eine Lampe, in der ſich Menſchenfett ſtatt Öl befand, und als ſein forſchender Blick auf die Stelle fiel, wo der Schatz vergraben lag, glitt ihm die Lampe aus der Hand. An dieſem Zeichen erkannte er, daß dort verborgen war, wonach er ſtrebte; und mit einigen andern, ihm befreundeten Brahmanen begann er, nachzugraben.

Der Jakſcha, dem der Schutz dieſer Reichtümer anvertraut war, ſah, was vorging, und eilte zu Wirupakſcha, ihm alles genau zu berichten. Dieſer trug ihm in ſeinem Jähzorn auf, die habſüchtigen Schatzgräber ſofort zu töten. Und der Jakſcha ging und brachte ſie um, ſo daß ſie ihre Abſicht nicht erreichten.

Als dies der ſchätzeſpendende Gott Kubera erfuhr, ergrimmte er und ſagte zu Wirupakſcha: „Sünder! Wie konnteſt du gebieten, Brahmanen zu ermorden?[3] Wozu verleitet nicht die Habſucht einen Menſchen, den die Armut quält! Den aber hält man ab durch Schreckgeſtalten und Hinderniſſe aller Art,

---

[1] Vgl. S. 9, Anm. 1.

[2] Kubera iſt der Gott des Reichtums, der auf dem Kailaſa reſidiert, einem Gipfel des Himalaja.

[3] Brahmanenmord gilt als die ſchwerſte Sünde.

und läßt ihn leben[1]." So sprach der Gott und lud auf seinen Diener den Fluch, er solle zur Strafe für seine Sünde in einer sterblichen Familie geboren werden.

Der Fluch ging in Erfüllung. Wirupakscha mußte auf die Erde niedersteigen und ward geboren als Sohn eines frommen Brahmanen, den der König mit Grundbesitz beschenkt hatte.

Nun hatte der Jakscha eine Gemahlin, und diese trat flehend vor Kubera und sagte zu ihm: „Wohin du meinen Gatten verstoßen, hehrer Gott, dahin verstoße auch mich. Gewähre mir diese Gnade, denn ohne ihn vermag ich nicht zu leben."

So bat die Getreue, und der Gott entgegnete: „Dein Gatte, frommes Weib, ist wiedergeboren im Hause eines Brahmanen. Dieser hat eine Sklavin, und ohne Wiedergeburt sollst du niedersteigen zu ihrer Wohnung und sollst mit deinem Gatten dort vereinigt werden. Um deiner Güte willen soll der Fluch dann schließlich von ihm weichen, und dein Gemahl soll wieder zu mir kommen."

Und wie der Gott befohlen, sank sie in Gestalt eines Menschenmädchens auf die Erde nieder, gerade vor die Tür der Hütte jener Sklavin.

Als die Dienerin so plötzlich dieses Kind in seiner wunderbaren Schönheit sah, nahm sie es und zeigte es dem Brahmanen, ihrem Herrn. Der aber sagte zu ihr: „Das ist gewiß ein Göttermädchen, das ohne Wiedergeburt herabgestiegen ist. Fürchte dich nicht und bringe mir's.

Wenn sich meine Vermutung bestätigt, so ist es würdig, meinem Sohne vermählt zu werden." So sagte der Herr zu seiner Dienerin und lobte sie.

[1] Die Jakscha können ihre Gestalt verändern, also die Schatzgräber durch die angenommene Form eines Tigers oder Unholdes verjagen. Sie können auch einen Fluß oder andere Zauberdinge hervorbringen, durch die sie die Habgierigen von den verborgenen Schätzen abhalten.

Mit der Zeit nun wuchſen beide heran, das Mädchen und der Sohn des Brahmanen; und da ſie einander ſahen, zog mächtige Liebe in ihre Herzen ein. Da vermählte ſie der Brahman, und ſie wurden ein Paar; und obwohl ſie ſich nicht entſinnen konnten, wer ſie in ihrem früheren Daſein geweſen, ſo lebten ſie doch miteinander, als wären ſie nie von einander getrennt worden.

Als der Gatte endlich nach langer Zeit aus dem Leben ſchied, folgte ihm ſeine Gattin in den Tod[1]. Durch ihre Tat war ſeine Schuld getilgt, und er ward als Jakſcha wieder zu ſeiner einſtigen Würde erhoben.

(XXXIV, 67 ff.)

Tſchandraſwamin.

In Kamalapura, der Reſidenz des Königs Kamalawarman, lebte einſt ein vornehmer Brahman Namens Tſchandraſwamin. Dieſer Weiſe hatte eine ihm ebenbürtige Gattin Dewamati, von muſterhaftem Wandel, die man den Göttinnen Lakſchmi und Saraſwati[2] an die Seite ſtellen konnte. Sie beſchenkte ihren Gemahl mit einem Sohne, der alle Glückeszeichen an ſich trug[3], und nach ſeiner Geburt erſcholl eine Stimme vom Himmel: „Tſchandraſwamin, du ſollſt dein Söhnlein Mahipala („Erdbeherrſcher") heißen; denn er wird ein König werden und lange die Erde beherrſchen." Der Brahman

[1] D. h. ſie ließ ſich mit ſeiner Leiche auf dem Scheiterhaufen verbrennen.

[2] Lakſchmi iſt die Göttin des Glücks und der Schönheit, Saraſwati die Göttin der Beredſamkeit. Beide ſind Gemahlinnen Wiſchnus.

[3] Siehe oben S. 7, Anm. 1.

veranſtaltete ein Feſt und tat, wie ihm die Stimme vom Himmel befohlen.

Als das Kind heranwuchs, ward es gleichmäßig in der Kunſt, das Schwert und die Lanze zu führen und in allen Wiſſenſchaften unterrichtet. Nach einiger Zeit gebar Dewamati ihrem Gemahl ein zweites Kind, ein an allen Gliedern wohlgebildetes Mädchen, das ihr Vater Tſchandrawati nannte; und die beiden Geſchwiſter wuchſen zuſammen auf im Vaterhauſe.

Da geſchah es einmal, daß die Regengüſſe ausblieben. Alles Getreide ward von den Strahlen der Sonne verſengt, und es entſtand eine furchtbare Hungersnot. Der König wich infolgedeſſen vom rechten Pfade und ward zum Dieb, indem er gegen Geſetz und Recht das Geld ſeiner Untertanen an ſich zog. Und als das Land immer tiefer und tiefer ins Elend ſank, ſagte Dewamati zu ihrem Gatten: „Laß uns fortziehen aus dieſer Stadt nach meines Vaters Hauſe; ſonſt könnten unſere beiden Kinder hier umkommen.“ Tſchandraſwamin entgegnete: „Nicht alſo! Denn eine große Sünde iſt es, bei einer Hungersnot ſein Haus zu verlaſſen. Lieber will ich unſere Kleinen zu deinem Vater bringen, während du hier bleibſt, und wiederkommen, ſobald es mir möglich iſt.“ Seine Hausfrau war mit dieſem Vorſchlag einverſtanden und blieb; er dagegen nahm ſeine beiden Kinder und machte ſich mit ihnen auf den Weg zu ſeinem Schwiegervater. Als er drei oder vier Tage gewandert war, kam er an einen großen Wald; aber nur ſpärlich ſtanden die dürren Bäume da auf einer weiten glühenden Sandfläche; denn unbarmherzig ſandte die Sonne ihre Strahlen nieder. Die beiden Kinder drohten zu verdurſten; darum ſetzte er ſie nieder und ging eine weite Strecke, um für ſie Waſſer zu ſuchen. Plötzlich kam ihm eine Horde Wilder entgegen mit ihrem Häuptling Singhadangſchtra („Löwenzahn“) an der Spitze, die auf einem Streifzug begriffen war. Der Häuptling fragte den Brahmanen, was er

hier wollte, und als er erfuhr, daß er Waſſer ſuchte, gab er ſeinen Dienern einen Wink und trug ihnen auf, den Mann fortzuführen und ihm das Gewünſchte zu geben. Die Diener hatten den Wink ihres Häuptlings nur zu gut verſtanden; zwei oder drei von ihnen führten den Argloſen in ihr armſeliges Dorf, legten ihn dort in Feſſeln und ſagten ihm, daß er geopfert werden ſollte.

Da brach Tſchandraſwamin in laute Klagen um ſeine beiden Kinder aus, die er im Walde gelaſſen: „Mein Mahipala! Meine gute Tſchandrawati! Wie konnte ich euch in dem wilden Walde laſſen, den Löwen und Tigern zum Fraße! Ich ſelbſt aber werde von den Räubern ermordet, und niemand iſt da, mich zu retten!“ Während er ſo in ſeinem tiefen Kummer jammerte, fiel ſein Auge auf die Sonne, die am Himmel ſtand. Da dachte er: „Wie töricht war das geredet; dort iſt doch mein Beſchützer; ihn will ich um Rettung flehen!“ Und ſogleich begann er, den Sonnengott zu preiſen:

Erhabnes Licht, das fern im Äther thront
Und doch ſo nah das Erdenrund erhellt,
Du ſcheuchſt das Dunkel, das im Herzen wohnt,
Du ſcheuchſt das Dunkel, das verhüllt die Welt.

Du, Gott, biſt Wiſchnu, der das All durchdringt,
Biſt Siwa, der mit Segen es beglückt;
Du biſt's, der Leben in die Schläfer bringt,
Du biſt der Schöpfer, der die Schöpfung ſchmückt.

Der Mond erbleicht vor deinem Angeſicht;
Kein Feuer ſtrahlt, enthüllſt du deine Pracht:
Da hemmſt du gnädiglich dein helles Licht.
Auf daß ſie ſtrahlen, ſchwindeſt du in Nacht.

Der Nachtgeſpenſter grauſen Schwarm verjagt,
Der Räuber Horden ſcheucht dein reiner Strahl;
Der junge Morgen, der im Oſten tagt,
Dein Strahlenball erquickt der Guten Zahl.

ſwamin beſtieg mit ihm ſein Schiff und fuhr mit ihm aus Liebe zu ſeinen Kindern übers Meer nach der Inſel. Als er ſich bei den dortigen Kaufleuten erkundigte, erfuhr er, daß allerdings der Kaufmann Kanakawarman dageweſen war. Auch die beiden ſchönen Brahmanenkinder, die er im Walde gefunden, habe er bei ſich gehabt. Aber er ſei mit ihnen bereits wieder abgereiſt, und zwar nach der Inſel Kataha. Sogleich fuhr der Brahman mit einem anderen Handelsherrn nach Kataha. Aber auch dort traf er den Kaufmann Kanakawarman nicht mehr an. Man ſagte ihm, er ſei nach der Kampferinſel weitergereiſt. So beſuchte er nacheinander mit Kauffahrern die Kampferinſel, die Goldinſel, auch Ceylon: aber nirgends fand er jenen Kaufmann. In Ceylon erfuhr er aber, daß Kanakawarman nach ſeinem Wohnort Tſchitrakuta heimgekehrt war. So vertraute er ſich denn abermals einem Kauffahrteiſchiff an, und als die Seefahrt überſtanden war, fand er endlich den Geſuchten. Er erzählte ihm, was er erlebt hatte, und wie er ſich nach ſeinen Kindern ſehnte. Als er dem Kaufmann ſo die Urſache ſeines Kummers mitgeteilt hatte, zeigte dieſer ihm die Findlinge. Doch wie Tſchandraſwamin ſie betrachtete, da waren es nicht ſeine Kinder!

Da brach er in Tränen aus und klagte in kummervoller Verzweiflung: „So weit bin ich umhergereiſt, um meinen Sohn, um mein Töchterchen zu finden, und nun war alles vergeblich! Das Schickſal hat an mir gehandelt, wie ein ſchlechter Gebieter. Es hat mir Hoffnungen gemacht und hat ſie nicht erfüllt. Böswillig hat es mich aus weiter Ferne in weite Fernen gejagt, und alles, alles war umſonſt!“

Dem Kaufmann gelang es ſchließlich, ihn zu beruhigen. Doch in ſeinem Kummer ſagte Tſchandraſwamin: „Ich will weiter über die Erde wandern; doch wenn ich in Jahresfriſt meine Kinder nicht finde, dann kaſteie ich meinen elenden Leib an der Ganga, bis ich ſterbe.“ Ein Wahrſager aber, der ſich

zufällig dort befand[1], ſagte zu ihm: „Geh getroſt! Durch Narajanis[2] Gnade wirſt du beide wiederfinden.“ Da ward es licht in Tſchandraſwamins Seele; er gedachte der Hilfe des Sonnengottes, und von den Kaufleuten geehrt, machte er ſich wieder auf die Wanderung und verließ die Stadt.

Wie er nun dahinzog durch Brahmanen-Lehen[3], Dörfer und Städte, da kam er eines Tages an einen mächtigen Wald von rieſigen Bäumen. Er nahm ein Mahl von Früchten und Waſſer zu ſich und ſtieg ſodann, weil er ſich vor Löwen, Tigern und anderen wilden Tieren fürchtete, auf einen Baum, um die Nacht auf ihm zu verbringen; aber kein Schlaf kam über ſeine Augen.

Da ſah er um Mitternacht, wie ſich unter ſeinem Baume die große Narajani niederließ mit einem Schwarm von Müttern[4]. Alle hatten Geſchenke mitgebracht, verſchiedener Art, wie es einer jeden gebührte, und alle warteten auf die Ankunft des Gottes Bhairawa[5]. Als er erſchien, beſchenkten ihn die Mütter mit den mitgebrachten Ehrengaben, worauf er ſeinen wilden Tanz aufführte und mit den Hexen ſcherzte.

Während Tſchandraſwamin auf ſeinem Baume das alles mit anſah, fiel ſein Auge auf eine Sklavin Narajanis, und dieſe ſah ihn ebenfalls. Da faßte die beiden gegenſeitiges Verlangen, und die Göttin Narajani merkte, was in ihnen vorging. Nachdem ſich nun Bhairawa mit den Müttern entfernt hatte, blieb Narajani zurück und rief Tſchandraſwamin von ſeinem Baum herunter. Als er herabgeſtiegen war, fragte ſie zornig ihn und ihre Sklavin: „Begehrt ihr beide nacheinander?“ Beide geſtanden der Wahrheit gemäß ihre Gelüſte ein. Da legte ſich der Zorn der Göttin, und ſie ſagte zu

---

[1] Siehe oben S. 28, Anm. 1.
[2] Durga, Siwas Gemahlin.
[3] Siehe oben S. 18, Anm. 3.
[4] Gottheiten in Durgas Dienſt. Vgl. oben S. 59 ff.
[5] Siwa in ſeiner furchtbaren Geſtalt. Siehe das Regiſter.

Tſchandraſwamin: „Es freut mich, daß ihr die Wahrheit geſprochen. Ich will euch darum nicht verfluchen, ſondern will dir dieſe Sklavin ſchenken; ſeid miteinander glücklich!“ Doch der Brahman entgegnete: „Wenn auch mein Herz unſtet iſt, Göttin, ſo weiß ich es doch zu zügeln und berühre kein fremdes Weib. Wenn auch das Herz lüſtern iſt, ſo ſoll man doch den Körper vor Sünde bewahren.“ Als die Göttin den ſtandhaften Brahmanen ſo reden hörte, ſagte ſie: „Ich bin mit dir zufrieden und gewähre dir die Gnade, daß du mit den Deinen bald wieder vereint ſein wirſt. Dazu nimm dieſe Lotusblume, die nie verwelkt und Gift und andere ſchädliche Dinge vernichtet.“ [1] Mit dieſen Worten reichte ſie ihm die Blume und verſchwand mit ihrer Sklavin.

Als die Nacht dem Morgen wich, wanderte Tſchandraſwamin weiter, ſeinen Lotus in der Hand, und gelangte endlich nach Tarapura, wo ſein Sohn Mahipala und ſeine Tochter im Palaſte des Miniſters Anantaſwamin lebten. Gerade vor dem Hauſe des Miniſters ſprach er ſeine Wedaſprüche, um eine Mahlzeit zu erhalten, weil er gehört hatte, daß dieſer ein gaſtfreier Mann war. Die Türhüter erſtatteten ihrem Herrn Meldung und führten Tſchandraſwamin ein; und da der Miniſter ſah, daß er es mit einem *gelehrten* Brahmanen zu tun hatte, lud er ihn zur Tafel. Tſchandraſwamin hatte erfahren, daß ſich in der Stadt ein entſühnender See befand, und deshalb begab er ſich vor der Mahlzeit nach demſelben, um zu baden. Als er zurückkam, hörte er die Leute überall jammern und klagen. Er fragte einen Mann nach der Urſache dieſer Trauer, und erhielt zur Antwort: „In unſerer Stadt lebt ein Brahmanenſöhnchen, Namens Mahipala, den ein Kaufherr auf einer Handelsreiſe im Walde gefunden hat. Anantaſwamin, der kinderlos iſt, gelang es nicht ohne Mühe,

[1] Vgl. oben S. 74, wo Durga eine ähnliche Wunderblume verſchenkt.

den Knaben, der glückverheißende Zeichen an ſich trägt, nebſt ſeiner Schweſter zum Geſchenke zu erhalten. Nun hat er ihn an Kindes Statt angenommen und ihn in ſein Herz geſchloſſen; und ebenſo lieben ihn wegen ſeiner Trefflichkeit der König und alle Bewohner des Landes. Und dieſen Knaben hat eben eine Kobra gebiſſen, und alle beklagen ſein Schickſal." Da dachte der Brahmane: „Das muß mein Sohn ſein," und eilte nach dem Palaſte des Miniſters. Dort ſah er den Knaben, von allen umgeben, erkannte in ihm ſein Kind und freute ſich innig; hatte er doch in ſeiner Hand die Lotusblume, die ihm die Göttin geſchenkt, und die die Wirkung des Giftes vernichtete. Sofort hielt er ſeinem Sohne den blauen Lotus vor die Naſe, und der Duft desſelben zerſtörte das Gift auf der Stelle. Mahipala erhob ſich, wie jemand, der aus dem Schlaf erwacht, und alle Bewohner der Stadt ſowie der König feierten ein Freudenfeſt.

Anantaſwamin aber, der König und die Städter glaubten, Tſchandraſwamin ſei ein menſchgewordener Gott, und huldigten ihm mit Ehrengaben.

Nun weilte Tſchandraſwamin im Hauſe des Miniſters, der ihn mit allen Zeichen ſeiner Achtung umgab, und freute ſich am Anblick ſeiner Kinder. Obgleich ſich alle drei erkannt hatten, ſo ſchwiegen ſie doch. Denn die Weiſen geben ſich nicht zur Unzeit zu erkennen, ſondern bedenken immer, was ihnen nützlich iſt.

Nach einiger Zeit gab der König, von Mahipalas trefflichen Eigenſchaften gefangen, dieſem ſeine Tochter Bandhumati zur Gemahlin und ſchenkte ihm die Hälfte ſeines Reiches, und da er keinen Sohn hatte, übertrug er ſchließlich, mit Mahipala zufrieden, dieſem die ganze Bürde ſeines Königreichs.

Als Mahipala im Beſitze des Reiches war, erkannte er ſeinen Vater an, holte ſeine Mutter an ſeinen Hof, vermählte

Tschandraswamin: „Es freut mich, daß ihr die Wahrheit gesprochen. Ich will euch darum nicht verfluchen, sondern will dir diese Sklavin schenken; seid miteinander glücklich!“ Doch der Brahman entgegnete: „Wenn auch mein Herz unstet ist, Göttin, so weiß ich es doch zu zügeln und berühre kein fremdes Weib. Wenn auch das Herz lüstern ist, so soll man doch den Körper vor Sünde bewahren.“ Als die Göttin den standhaften Brahmanen so reden hörte, sagte sie: „Ich bin mit dir zufrieden und gewähre dir die Gnade, daß du mit den Deinen bald wieder vereint sein wirst. Dazu nimm diese Lotusblume, die nie verwelkt und Gift und andere schädliche Dinge vernichtet.“ [1] Mit diesen Worten reichte sie ihm die Blume und verschwand mit ihrer Sklavin.

Als die Nacht dem Morgen wich, wanderte Tschandraswamin weiter, seinen Lotus in der Hand, und gelangte endlich nach Tarapura, wo sein Sohn Mahipala und seine Tochter im Palaste des Ministers Anantaswamin lebten. Gerade vor dem Hause des Ministers sprach er seine Wedasprüche, um eine Mahlzeit zu erhalten, weil er gehört hatte, daß dieser ein gastfreier Mann war. Die Türhüter erstatteten ihrem Herrn Meldung und führten Tschandraswamin ein; und da der Minister sah, daß er es mit einem gelehrten Brahmanen zu tun hatte, lud er ihn zur Tafel. Tschandraswamin hatte erfahren, daß sich in der Stadt ein entsühnender See befand, und deshalb begab er sich vor der Mahlzeit nach demselben, um zu baden. Als er zurückkam, hörte er die Leute überall jammern und klagen. Er fragte einen Mann nach der Ursache dieser Trauer, und erhielt zur Antwort: „In unserer Stadt lebt ein Brahmanensöhnchen, Namens Mahipala, den ein Kaufherr auf einer Handelsreise im Walde gefunden hat. Anantaswamin, der kinderlos ist, gelang es nicht ohne Mühe,

[1] Vgl. oben S. 74, wo Durga eine ähnliche Wunderblume verschenkt.

den Knaben, der glückverheißende Zeichen an sich trägt, nebst seiner Schwester zum Geschenke zu erhalten. Nun hat er ihn an Kindes Statt angenommen und ihn in sein Herz geschlossen; und ebenso lieben ihn wegen seiner Trefflichkeit der König und alle Bewohner des Landes. Und diesen Knaben hat eben eine Kobra gebissen, und alle beklagen sein Schicksal." Da dachte der Brahmane: „Das muß mein Sohn sein," und eilte nach dem Palaste des Ministers. Dort sah er den Knaben, von allen umgeben, erkannte in ihm sein Kind und freute sich innig; hatte er doch in seiner Hand die Lotusblume, die ihm die Göttin geschenkt, und die die Wirkung des Giftes vernichtete. Sofort hielt er seinem Sohne den blauen Lotus vor die Nase, und der Duft desselben zerstörte das Gift auf der Stelle. Mahipala erhob sich, wie jemand, der aus dem Schlaf erwacht, und alle Bewohner der Stadt sowie der König feierten ein Freudenfest.

Anantaswamin aber, der König und die Städter glaubten, Tschandraswamin sei ein menschgewordener Gott, und huldigten ihm mit Ehrengaben.

Nun weilte Tschandraswamin im Hause des Ministers, der ihn mit allen Zeichen seiner Achtung umgab, und freute sich am Anblick seiner Kinder. Obgleich sich alle drei erkannt hatten, so schwiegen sie doch. Denn die Weisen geben sich nicht zur Unzeit zu erkennen, sondern bedenken immer, was ihnen nützlich ist.

Nach einiger Zeit gab der König, von Mahipalas trefflichen Eigenschaften gefangen, diesem seine Tochter Bandhumati zur Gemahlin und schenkte ihm die Hälfte seines Reiches, und da er keinen Sohn hatte, übertrug er schließlich, mit Mahipala zufrieden, diesem die ganze Bürde seines Königreichs.

Als Mahipala im Besitze des Reiches war, erkannte er seinen Vater an, holte seine Mutter an seinen Hof, vermählte

seine Schwester einem ihrer würdigen Gemahl und lebte mit den Seinen glücklich und zufrieden.

(LVI, 4 ff.)

Jadschnasoma.

In Pataliputra[1] lebten einst zwei Brahmanenbrüder, von denen der ältere Jadschnasoma, der jüngere Kirtisoma hieß. Beide hatten von ihrem Vater reichliches Gut ererbt, und Kirtisoma hatte sein Erbteil durch Handel vermehrt[2]. Jadschnasoma hingegen verzehrte es und spendete anderen davon, bis er damit zu Ende war.

Als er arm geworden, sagte er zu seiner Gemahlin: „Meine Liebe, erst war ich reich; nun ist mein Gut geschwunden. Wie könnte ich da ferner unter den Meinen leben? Laß uns in die Fremde ziehen!"

Seine Gattin fragte ihn: „Wohin könnten wir ziehen ohne Reisegeld?" Der Mann blieb jedoch bei seinem Verlangen. Da sagte sie zu ihm: „Wenn denn die Reise beschlossene Sache ist, so geh' und versuche, ob du von deinem Bruder etwas Zehrgeld für die Reise bekommst."

Also ging er und trug seinem Bruder seine Bitte vor. Die Frau desselben aber sagte zu ihrem Manne: „Wie kämen wir dazu, diesem da auch nur einen Pfennig zu geben? Ihm, der sein Vermögen so verschleudert hat? Nur wirklich Arme

---

[1] Siehe oben S. 14, Anm. 1.

[2] Wenn auch die eigentliche Beschäftigung der Brahmanen das Studium des Weda und die Ausübung der priesterlichen Funktionen ist, so steht ihnen jeder Beruf offen. Überhaupt dürfen die Angehörigen aller Kasten auch die Berufsarten niedrigerer Kasten ausüben, aber niemals diejenigen einer höheren Kaste.

sollen bei uns Hilfe finden." Diese Worte nahmen ihm die Lust, seinem Bruder etwas zu geben, obwohl er ihn liebte: denn es ist ein schlimmes Ding, wenn jemand unter eines bösen Weibes Herrschaft steht.

Jadschnasoma ging schweigend von dannen und teilte seiner Gefährtin den Erfolg seines Bittganges mit. Dann zog er mit ihr in die Weite und vertraute sich völlig dem Schicksal an.

Das Schicksal führte sie in einen Wald, in dem sich eine Riesenschlange befand; und diese verschlang den Mann. Als das seine Gattin sah, fiel sie weinend auf die Erde nieder.

Da sagte das Ungetüm mit menschlicher Stimme: „Warum weinst du?"

Die Gattin des Brahmanen sprach:

„Wie sollte ich nicht weinen, hehres Wesen? Hast du mir betrübtem Weibe doch in der Fremde das Gefäß geraubt, durch das ich milde Gaben erhielt[1]."

Da spie die Schlange aus ihrem Rachen eine goldene Schale, gab sie ihr und sagte: „So nimm denn eine andere Almosenschüssel dafür!"

Und als die treffliche Brahmanin sagte: „Wer wird mir darein spenden wollen?" erwiderte das Ungetüm: „Wer dir ein Almosen abschlägt, um das du gebeten, dem wird der Kopf im Augenblick in hundert Stücke springen. Des sollst du sicher sein."

„Nun denn!" rief da die Frau; „so gib auch du mir eine Gabe: meinen Gatten!"

Kaum hatte die Getreue gesprochen, da gab die Schlange Jadschnasoma lebendig aus ihrem Rachen zurück. Zur selben

---

[1] Sie vergleicht den Gatten, der sie erhält, mit der Schale, mit der arme Brahmanen ihre Nahrung erbetteln. Das Betteln ist für diese keine Schande, sondern ihr Recht, und die religiöse Pflicht erheischt es, ihnen zu spenden.

Zeit aber ward die Riesenschlange zu einem himmlischen Manne, und dieser sagte gnädig zu dem erfreuten Paare: „Ich bin Goldstrom, Beherrscher der Widjadhara[1]. Ein Fluch des Gautama[2] hatte mich in diese Schlange verwandelt. Als Ziel desselben aber war die Unterredung mit einem treuen Weibe gesetzt.“ So sprach er und füllte die goldene Schüssel mit edlem Gestein; dann flog er frohen Herzens zum Himmel auf.

Die beiden Gatten nahmen die vielen Juwelen und kehrten nach Hause zurück; und Jadschnasoma lebte fortan zufrieden in beständigem Reichtum, und seiner Sinnesart entsprechend spendete er, was er hatte, und war für alle ein Erhalter.

(LXI, 300 ff.)

Der König und die Hetäre.

In Pratischthana[3] herrschte einst ein König Namens Wikramasingha („Kraftlöwe“), den der Schöpfer zu einem löwenstarken Mann gebildet hatte, wie es sein Name besagte. Dieser König hatte eine schöne Gemahlin, die er innig liebte und deren Anmut keines äußeren Schmuckes bedurfte. Sie stammte aus fürstlichem Geschlecht und hieß Sasilekha.

Eines Tages, als er sich in seiner Residenz befand, vereinigten sich fünf oder sechs von seinen Verwandten, die selbst mächtige Fürsten waren, rückten vor seinen Palast und be-

---

[1] „Träger des Wissens“, eine Art Halbgötter.

[2] Gautama ist der Name verschiedener berühmter Brahmanen. Fromme Brahmanen vermögen kraft ihrer durch strenge Buße und gute Taten erworbenen übernatürlichen Macht sehr wirkungsvoll zu fluchen.

[3] Diese einst berühmte Stadt lag am nördlichen Ufer der Ganga, dem heutigen Allahabad gegenüber.

lagerten dieſen mit ihren Truppen. Des Königs Kanzler riet zu gütlicher Einigung; aber der König wollte davon nichts wiſſen, ſondern zog zum Kampfe gegen ſeine Feinde aus. Die Pfeile flogen von Heer zu Heer, und der König, ſtolz auf ſeine Heldenkraft, beſtieg ſeinen Elefanten und griff perſönlich in das Schlachtgetümmel ein. Nur mit ſeinem Bogen bewaffnet, zerſtreute er die Scharen der Feinde; da ſtürmten die fünf feindlichen Fürſten zu gleicher Zeit auf ihn ein; und ihnen folgten ihre Krieger, die ſich wieder geſammelt hatten, und da Wikramaſinghas Heer dem ihren an Zahl unterlegen war, ſo ward es geſchlagen.

Da ſagte Wikramaſinghas Kanzler, der ihm zur Seite war: „Unſere Heeresmacht iſt gebrochen; an einen Sieg iſt jetzt nicht zu denken. Trotz meiner Warnung haſt du den Kampf gegen die Übermacht gewagt; ſo folge wenigſtens jetzt meinem Rat zu deinem Heile. Steige von deinem Elefanten herab, beſteige ein Pferd und fliehe mit mir in ein anderes Reich. Gelingt es dir, dein Leben zu retten, ſo kannſt du ſpäter deine Feinde überwinden.“ Der König befolgte dieſen Rat, verließ ſein Heer und floh mit ſeinem Kanzler.

Verkleidet kamen die beiden Männer ſchließlich nach Udſchdſchajini[1]. Dort begaben ſie ſich in den Palaſt der Hetäre Kumudika, die ihres Reichtums wegen berühmt war, um bei ihr zu wohnen[2]. Als die Hetäre den König ſo un-

[1] Siehe oben S. 40, Anm. 1.

[2] Die Schilderung des Reichtums dieſer Hetäre iſt übertrieben. Dennoch hat es in Indien fabelhaft reiche Hetären gegeben, und wenn unſere Erzählung berichtet, daß ſie dem König ein Heer geworben, ſo iſt das vielleicht nicht unmöglich. Vgl. z. B. die Schilderung des Palaſtes der Vaſantaſena in einem ſo verhältnismäßig realiſtiſchen Stück wie die Mricchakatika. Ähnliche Schilderungen finden ſich auch ſonſt in der Literatur. Dieſe reichen Hetären waren hochgebildet, und ihre Erziehung war faſt eine Wiſſenſchaft für ſich. Die Kniffe, mit denen ſie reiche Leute ihres Vermögens zu berauben wußten, ſind ſprichwörtlich, und die Mütter der Hetären, die in ihrer Jugend ſelbſt das Gewerbe ihrer Töchter aus-

erwartet in ihr Haus treten sah, dachte sie: „Dieser Fremdling ist sicherlich kein gewöhnlicher Mann. Die Hoheit seines Wesens und die Zeichen, die sein Körper trägt[1], verraten einen mächtigen König. Gelingt es mir, seine Gunst zu erwerben, so kann er sicher meinen Wunsch erfüllen." Darum stand sie auf, hieß ihn willkommen und bewirtete ihn aufs beste.

Sobald sich der König erholt hatte, sagte sie zu ihm: „Wohl mir! Denn heute hat eine gute Tat, die ich in einem früheren Leben vollbracht, ihre Frucht gezeitigt. Obwohl du ein König bist, hast du es nicht verschmäht, meinem Hause zu nahen und es dadurch zu heiligen. Durch diese Gnade hast du mich erkauft; denn siehe, ich bin deine Magd. Meine hundert Elefanten, meine zwanzigtausend Rosse, mein Palast mit allen seinen Edelsteinen: das alles steht dir zur Verfügung." Darauf diente Kumudika dem Könige und seinem Minister mit einem Bad und allen den kostbaren Genüssen, die ihr Reichtum gewährte.

Von nun an lebte der betrübte König in ihrem Palaste mit ihr zusammen. Da sie ihm all ihr Vermögen zur Verfügung gestellt hatte, litt er keinen Mangel. Er zehrte selbst von ihrem Reichtum und spendete davon den Bittenden. Die Hetäre aber zeigte keinerlei Betrübnis darüber; im Gegenteil schien ihr dies alles Freude zu bereiten. Der König war fest überzeugt, daß sie ihn liebte, und freute sich dieser Neigung. Sein Kanzler dagegen flüsterte ihm zu: „Hetären sind niemals

---

geübt hatten, galten als die verschlagensten aller menschlichen Wesen. Übrigens war der Beruf der Hetären nicht ein frei gewählter; sie bildeten vielmehr eine Kaste, der nur dieser Beruf offen stand. Natürlich aber wäre es ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß alle diese indischen Aspasien reich gewesen wären. Dies war nur bei den „Spitzen" ihrer Kaste der Fall. Vgl. J. J. Meyers Einleitung zu seiner Übersetzung des Daçakumâracaritam (Leipzig, Lotusverlag) S. 46 ff.

[1] Siehe oben S. 7, Anm. 1.

edel, o König. Wenn dir Kumudika Beweise ihrer Liebe gibt, so verbindet sie damit eine besondere Absicht, obwohl ich nicht zu sagen weiß, was sie im Schilde führt." Der König erwiderte: „So solltest du nicht reden. Kumudika würde ihr Leben für mich lassen. Wenn du mir das nicht glaubst, so will ich dir's beweisen."

Nachdem der König also zu seinem Minister gesprochen, gebrauchte er folgende List. Er trank und aß nur noch wenig, so daß sein Körper allmählich verfiel. Schließlich warf er sich zur Erde, rührte sich nicht mehr, kurz, stellte sich tot. Sofort legten ihn die Diener auf eine Bahre und führten ihn klagend nach dem Verbrennungsplatze, begleitet von seinem Kanzler, der sich sehr betrübt stellte. Und Kumudika kam und ließ sich von den Ihrigen nicht halten, sondern bestieg den Scheiterhaufen, auf dem der König lag[1].

Als dies der König sah, tat er einen tiefen Atemzug und erhob sich, bevor das Feuer entzündet ward. Da riefen alle: „Heil uns! Der König ist in's Leben zurückgekehrt!" und führten ihn fröhlich mit Kumudika wieder nach Hause.

Nun ward ein großes Fest gefeiert, und der König erholte sich, so daß man ihm nichts mehr anmerkte. Seinem Kanzler aber raunte er zu: „Hast du nun gesehen, wie innig sie mich liebt?" Der Kanzler entgegnete: „Ich bin davon noch nicht überzeugt. Alles, was geschehen ist, hat irgend einen besonderen Grund. Den werden wir schon noch erfahren. Wir wollen ihr aber sagen, wer wir sind, damit sie uns ein Heer werbe; und wenn uns deine Verbündeten ein zweites Heer stellen, so können wir unsere Feinde im Kampfe vernichten."

---

[1] Für Indien ist dieser Vorgang nicht so unglaublich. Denn die Leichen müssen dort schnell bestattet werden, und dem Hindu ist eine hochgradige Verstellungsgabe eigen. — Wenn Kumudika den Scheiterhaufen besteigt, so will sie sich mit dem Könige verbrennen lassen. Dies galt vor der Herrschaft der Engländer in Indien als die moralische Pflicht der Witwe.

Der Minister hatte noch nicht zu Ende geredet, als ein Spion kam, den er heimlich ausgesandt hatte. Er ward sogleich befragt und berichtete: „Die Feinde haben das Land überschwemmt. Sofort verbreitete sich das falsche Gerücht, der König sei gefallen, und die Königin, der es zu Ohren kam, hat den Scheiterhaufen bestiegen."

Den König traf diese Nachricht wie ein Blitzstrahl. Er jammerte laut in seinem Gram: „Meine arme Königin! Mein treues Weib!" Dadurch erst erfuhr Kumudika die ganze Wahrheit. Sogleich kam sie herbei, suchte den König zu trösten und sprach: „Warum hast du mir nicht früher alles erzählt! So nimm denn jetzt mein Geld und meine Streitkräfte und züchtige deine Feinde!"

Und Kumudika warb mit ihrem Reichtum ein gewaltiges Heer an. Mit diesem zog der König zu einem mächtigen Fürsten, der sein Verbündeter war, und bat um Hilfe. Sein Freund gewährte sie, so daß er nun zwei Heere befehligte. Mit diesen besiegte er seine fünf Gegner, tötete sie im Kampfe und vereinigte ihre Reiche mit dem seinen.

Kumudika hatte ihn begleitet, und in seiner Siegesfreude sagte der König zu ihr: „Ich will dir meine Dankbarkeit beweisen. Hast du einen Wunsch, so nenne ihn: ich will dir ihn erfüllen." Da sagte Kumudika: „Willst du dich wirklich dankbar zeigen, mein König, so ziehe einen Speer aus meinem Herzen, der mich schon lange quält. Ich liebe einen Brahmanenjüngling in Udschdschajini. Den hat der König eines geringen Vergehens wegen ins Gefängnis geworfen; diesen geruhe zu befreien. Ich sah an den Königszeichen deines Leibes, daß dir eine herrliche Zukunft bevorstand, und daß du fähig sein würdest, mir in meiner Not zu helfen; und darum habe ich dir liebevoll gedient. Weil ich an der Erfüllung meiner Hoffnung verzweifelte, bestieg ich deinen Scheiterhaufen; denn ohne den jungen Brahmanen hat das Leben für mich keinen Wert."

Der König ſagte zu der Hetäre: „Faſſe nur Mut, ſchönes Kind. Ich will deinen Wunſch erfüllen.“ Dabei aber erinnerte er ſich der Worte ſeines Kanzlers und dachte: „Mein Kanzler hatte doch recht, als er den Hetären edle Geſinnung abſprach. Dennoch muß ich den Wunſch dieſer Kreatur erfüllen [1].“

Er zog alſo mit Heeresmacht nach Udſchdſchajini, erzwang die Freilaſſung des Brahmanen und gab ihn ſamt vielen Schätzen der Kumudika, die nun das Ziel ihrer Wünſche erreicht hatte: die Vereinigung mit ihrem Geliebten.

Darauf zog König Wikramaſingha wieder in ſeine Reſidenz, und da er hinfort niemals wieder etwas gegen den Rat ſeines Kanzlers unternahm, unterwarf er ſich nach und nach die ganze Erde.

(LVIII, 2 ff.)

---

[1] Hätte ſie edle Geſinnung gehabt, ſo würde ſie den König gebeten haben, ſie aus ihrer verachteten Kaſte zu erheben. Die Liebe zu dem Brahmanen iſt als eine rein ſinnliche Laune aufzufaſſen.

Legendarisches.

Der König als Erzieher.

An der Witaſta[1] lag einſt die Stadt Takſchaſila, deren lange Reihen weißer Paläſte ſich in den Wäſſern des Fluſſes ſpiegelten, ſo daß es ſchien, als ſei eine Stadt aus der Unterwelt[2] emporgeſtiegen, um ſich die Pracht derſelben zu betrachten.

In dieſer Stadt herrſchte ein König, Namens Kalingadatta, ein glaubenstreuer Dſchaina[3], und alle ſeine Untertanen waren dem großen Sieger (Mahawira) ergeben, der rein iſt wie die edelſte Perle. Die Reſidenz war mit den kunſtreichſten Tempeln geſchmückt, die nahe beieinander ſtanden und ſtolz ihre Türme emporreckten, als wollten ſie ſagen: „Siehe, auf Erden iſt nicht meinesgleichen.“ Der König ſchirmte nicht nur ſeine Untertanen mit ſeinen Vaterhänden, ſondern einem Prediger gleich verkündete er ſelbſt die reine Lehre.

Nun lebte in dieſer ſelben Stadt ein reicher Kaufmann, Witaſtadatta geheißen; ein Dſchaina, deſſen ganzes Beſtreben darauf ging, den Bettelmönchen Gutes zu tun. Der hatte

---

[1] Siehe oben S. 117, Anm. 1.

[2] Die Unterwelt iſt belebt, wie die Welt der Menſchen. Siehe Regiſter unter „Dreiwelt“.

[3] Die Dſchaina ſind eine noch heute in Indien weitverbreitete Religionsgenoſſenſchaft. Ihr letzter „Heiliger“, Mahawira, lebte zu Buddhas Zeit.

einen Sohn, Ratnadatta mit Namen, einen jungen Mann, der fortwährend mit ihm haderte, weil er ihn für einen Sünder hielt[1]. Fragte diesen der Vater: „Mein Sohn, warum tadelst du mich?“ so antwortete er in leidenschaftlichem Tone: „Weil du die Religion der drei Weden[2] verlassen hast und als Ketzer lebst, mein Vater; weil du die Brahmanen verachtest und beständig die Dschaina-Mönche ehrst. Wie kannst du der Religion der Dschaina folgen, der das verworfenste Gesindel beitritt, um einen Wohnsitz im Kloster zu erhalten, Leute, die die Fesseln des Bades[3] und der anderen religiösen Pflichten von sich geworfen, die essen, wenn es ihnen beliebt, die nicht die Locke tragen und ihr Haar auch sonst nicht nach Vorschrift scheren und mit einem Lendenschurz zufrieden sind.“

Der Kaufmann sagte: „Jede Religion hat verschiedene Formen. Die Religion der Besten ist etwas ganz anderes als die, der die große Masse folgt. Lehrt nicht auch der Brahmanismus, daß man Erregung und andere Leidenschaften fliehen muß? daß man Wahrheit reden, die Geschöpfe schonen und nicht mit den Seinen hadern soll? Die Lehre, der ich folge, die allen Wesen ihren Schutz angedeihen läßt, darfst du doch nicht deshalb schelten, weil einzelne ihrer Anhänger sich vergehen. Das bestreitet doch niemand, daß die Religion die Wohltätigkeit fordert; und worin besteht denn meine Unterstützung der Mönche als darin, daß ich meinen Mitgeschöpfen Schutz gewähre? Wenn mich nun eine Lehre beseligt, deren höchstes Gesetz fordert, daß man niemandem Böses tue, und die zur Erlösung führt, worin, mein Kind, besteht dann meine Ketzerei?“

Der Sohn aber blieb hartnäckig und gab seinem Vater

---

[1] Der Sohn ist Anhänger der brahmanischen Religion.

[2] Siehe das Register.

[3] Die Dschaina verwerfen das Bad, weil dadurch kleine im Wasser lebende Tiere verletzt werden könnten. Sie treiben den Tierschutz auf die Spitze.

nicht recht, sondern tadelte ihn nur noch schärfer als zuvor. Schließlich bekam dieser die Sache satt. Er ging zu dem Glaubenslehrer, König Kalingadatta, und erzählte ihm alles.

Da befahl der König unter irgend einem Vorwande den Kaufmannssohn in seine Gerichtshalle[1]. Als dieser kam, stellte er sich zornig und rief dem an der Tür stehenden Posten zu: „Ich habe gehört, daß dieser Kaufmannssohn ein Sünder und großer Übeltäter ist. Er ist ein Schandfleck meines Landes. Töte ihn, ohne zu zaudern!"

Auf des Vaters Bitten aber schob der König die Vollstreckung des Urteils auf zwei Monate hinaus, damit er die wahre Religion erlerne. Er stellte ihn unter des Vaters Obhut und befahl diesem, seinen Sohn nach Ablauf der gesteckten Frist wieder vorzuführen.

Während der Sohn vom Vater nach Hause geführt ward, überlegte er, von Furcht gepeinigt, was er dem Könige wohl zu Leide getan haben könnte. Und da er immer daran dachte, daß ihm nach Ablauf der zwei Monate ein Tod bevorstand, den er nicht verschuldet, kam Tag und Nacht kein Schlaf in seine Augen, und weil er nur noch wenig Nahrung zu sich nahm, so magerte er stark ab.

Als die gesteckte Frist verflossen, ward der Kaufmannssohn, bleich und hager, von seinem Vater wieder vor den König geführt. Der König, der ihn so niedergeschlagen und in so elendem Zustande sah, fragte ihn: „Was ist das? Du bist ja ganz dürr geworden. Habe ich dir etwa die Nahrung verboten?"

Der Kaufmannssohn sagte: „Ich habe mich selbst in meiner Furcht vergessen; wie hätte ich ans Essen denken sollen! Seitdem ich deine Worte vernommen, o Herr, die meine Hinrichtung geboten, habe ich nur noch an den Tod gedacht, der mir mit jedem Tage näherkam."

---

[1] Siehe oben S. 99, Anm. 1.

Da ſprach der König zu ihm: „An deinem eigenen Beiſpiel, mein Kind, habe ich dich unter einem Vorwand belehrt, was die Todesfurcht zu bedeuten hat. Genau ſo ſtark iſt die Todesfurcht in allen Weſen. Nun ſage ſelbſt: welche Religion kann edler ſein als die, die da gebietet, dieſe Weſen zu ſchützen und zu unterſtützen? Ich habe dir das gezeigt, um dir zur Religion und zur Erlöſung zu verhelfen; denn ein Mann, der vor dem Tode bangt, ſtrebt nach Erlöſung, wenn er klug iſt. Und alſo ſollſt du deinen Vater nicht mehr ſchelten, der dieſer Religion anhängt."

Der Kaufmannsſohn ſtand demütig geneigt vor dem König und ſagte: „Durch deine Unterweiſung in der reinen Lehre haſt du aus mir einen tugendhaften, rechtſchaffenen Mann gemacht."

(XXVII, 10 ff.)

König Sibi.

Vor grauen Zeiten lebte ein König, Namens Sibi. Der war fromm, mitleidig, freigebig und ſtandhaft, und alle Weſen erfreuten ſich ſeines Schutzes.

Da beſchloſſen einſt Indra, der Götterkönig, und Dharma, der Gott des Rechtes, ihn zu verſuchen. Indra nahm die Geſtalt eines Falken an und flog pfeilgeſchwind hinter Dharma drein, der ſich in eine Taube verwandelt hatte.

Die Taube flüchtete ſich ängſtlich in Sibis Schoß. Da ſprach der Falk mit menſchlicher Stimme zu dem Fürſten:

„König, gib mir dieſe Taube frei, damit ich ſie verzehre. Denn mich hungert. Tuſt du es nicht, ſo muß ich ſterben. Wie ſteht es dann um deine Tugend?"

Sibi ſagte: „Die Taube hat ſich meinem Schutze anvertraut; ich kann ſie dir unmöglich ausliefern. Doch will ich dir ein anderes Stück Fleiſch geben, das ihr gleichwertig ſei.“ Der Falk entgegnete: „Wenn du das willſt, ſo gib mir von deinem eigenen Fleiſche.“

Und frohen Herzens ſtimmte der König zu.

Man brachte eine Wage. Der König ſchnitt ſich Fleiſch aus ſeinem Leibe und legte es in die eine Schale; er mochte aber ſo viel Stücke hineintun, als er wollte: die Taube in der andern Schale war und blieb ſchwerer.

Endlich legte der Fürſt ſeinen ganzen Körper auf die Wage.

Da erſcholl eine Stimme vom Himmel: „Recht ſo! Alſo heiſcht es die Tugend!“ Indra und Dharma verließen ihre Tiergeſtalt und gaben gnädig dem Könige Sibi ſeinen unverſehrten Leib zurück. Und als ſie ihm noch andere Gnadengaben gewährt, ſtiegen ſie wieder zum Himmel empor.

(VII, 88 ff.)

Nagardſchuna.

In einer Stadt Tſchiraju[1] lebte einſt ein König, der denſelben Namen führte. Dieſer war hochbetagt, und alles Glück ſchien ihn zu ſeiner Wohnſtatt erkoren zu haben.

Der Fürſt hatte einen hochgebildeten Kanzler, Namens Nagardſchuna, der war mitleidig, wohltätig und als Bodhiſattwa[2] geboren. Aller Kräuter Kraft war ihm bekannt, und

[1] „Langes Leben habend“.

[2] Bodhiſattwa heißen die buddhiſtiſchen Heiligen, die auf dem Wege zur Erlangung vollſtändiger Erleuchtung ſind und nur noch eine

darum brachte er's mit Hilfe seiner Kunst zu stande, daß er und der König ein langes Leben erreichten, ohne doch zu altern.

Einst nun starb dem Kanzler sein Lieblingssöhnchen; und da er so das Leiden aller Sterblichen gekostet hatte, mischte er mit Hilfe der übernatürlichen Macht, die er sich durch Kasteiung und Freigebigkeit erworben, aus den nötigen Bestandteilen den Unsterblichkeitstrank der Götter[1], um so den Tod zu vernichten. Noch fehlte daran ein einziges Kraut; aber während der Kanzler des geeigneten Augenblickes harrte[2], um es seiner Mischung zuzusetzen, merkte Indra[3] sein Beginnen.

Sofort berief er einen Rat der Götter ein; dann sandte er die beiden Aswin[4] auf die Erde zu Nagardschuna mit der Weisung, in seinem Namen also zu ihm zu reden:

„Welch frevles Werk hast, Kanzler, du begonnen! Willst du den Schöpfer selber überwinden? Denn die, die er als Sterbliche geschaffen, die er dem Los des Todes unterworfen, die trachtest du durch deinen Göttertrank der Macht des Todes alle zu entreißen. — Und sollte dein Beginnen dir gelingen, was trennte noch die Menschen von den Göttern? Für keinen würde mehr ein Opfer rauchen, es würde keiner mehr ein Opfer bieten; in Trümmer aber löste sich die Welt. — Drum folge mir, steh ab von deinem Streben, sonst trifft der Fluch dich der erzürnten Götter. Aus tiefer Trauer hast du so ge-

---

bestimmte Anzahl Existenzen zu durchlaufen haben, bevor sie in den Zustand des höchsten Buddha (= der Erleuchtete) und vollständiger Auflösung in Nichts gelangen. Dieser Zustand konnte durch eine lange Reihe frommer und guter Taten erreicht werden.

[1] Das Amrita, siehe das Register.

[2] Siehe oben S. 28, Anm. 1.

[3] Der Götterkönig. Siehe das Register unter Götter.

[4] Ein Brüderpaar, Lichtgötter von großer Schnelle, zugleich Ärzte der Götter.

handelt, weil dir der Tod den lieben Sohn entrissen: in meinem Himmel aber lebt dein Sohn."

Die Aswin richteten ihren Auftrag aus; da ward der Kanzler sehr betrübt und dachte: „Widersetze ich mich dem Befehl des Götterkönigs, so können mir, ganz abgesehen von den übrigen Göttern, schon diese beiden Aswin gräßlich fluchen. Sei's denn um den Göttertrank! Meine Absicht ist unausführbar. Befindet sich doch auch mein Sohn infolge der guten Werke, die er in früheren Existenzen getan, in einer Lage, um die ihn niemand zu beklagen braucht." Und darum sagte er zu den göttlichen Boten: „Ich will mich Indras Weisung fügen und abstehen von der Bereitung des Göttertrankes. Wäret ihr nicht gekommen, so war er in fünf Tagen vollendet, und ich hatte die Welt von Alter und Tod befreit."

Als der Kanzler so gesprochen, vergrub er vor der beiden Götter Augen auf ihren Befehl den fast vollendeten Trank in der Erde. Die Aswin aber schieden von ihm, um Indra im Himmel zu berichten, daß sie ihren Auftrag vollendet, und der Götterkönig ward wieder froh.

Einige Zeit darauf ließ König Tschiraju, des Kanzlers Herr, seinen Sohn Dschiwahara[1] zum Kronprinzen salben. Als dieser nach der Salbung fröhlich vor seine königliche Mutter trat, um ihr zu huldigen, sagte diese zu ihm: „Warum, mein Sohn, bist du so hochgemut, daß dich die Würde eines Kronprinzen ziert? Denn völlig zwecklos ist deine Freude. In aller Ewigkeit führt diese Stufe nicht zum Königsthron. Viel Söhne deines Vaters schon haben vor dir deine Würde bekleidet und sind dahingegangen; keinem ward die Königswürde, und alle sind betrogen. Denn der Kanzler hat deinem Vater ein Lebenselixir gegeben, so daß seine Lebenszeit nun schon das achte Hundert von Jahren erreicht

[1] „Lebensräuber".

hat, und wer weiß, wie viel Jahrhunderte noch verstreichen werden, in denen der König seine kurzlebigen Söhne zu Kronprinzen macht."

Als sie aber sah, wie ihr Sohn traurig ward, da redete sie wieder zu ihm: „Willst du den Königsthron erwerben, so brauche diese List:

Wenn der Kanzler seine tägliche Andacht verrichtet hat, so verkündet er stets mit lauter Stimme um die Essenszeit — denn er ist ein strenger Beobachter der Pflicht des Gebens —[1]:

„Es komme, wer da will, und bitte, was er will: es soll ihm werden!"

In diesem Augenblick tritt du zu ihm und bitte ihn um sein Haupt. Da er nun niemals sein Wort bricht[2], so wird er deine Bitte erfüllen und sterben. Dem Könige aber wird die Trauer um ihn das Leben rauben, oder er wird als Einsiedler in den Wald gehen, und du wirst König werden. Ein anderes Mittel gibt es nicht."

Als der Prinz die Rede seiner Mutter vernommen, ward er wieder froh und beschloß, ihre List zu gebrauchen. Denn die unselige Gier nach der Königswürde ist stärker als die Liebe zum Vater.

Also ging er am folgenden Tage wohlgemut um die Essenszeit in des Kanzlers Haus, und als dieser rief: „Es komme, wer da will, und bitte, was er will, es soll ihm werden!" da trat er vor ihn hin und bat ihn um sein Haupt.

„Seltsames Kind!" sagte der Kanzler, „was willst du mit meinem Kopfe tun? Wozu willst du diese Mischung von Fleisch, Haar und Knochen verwenden? Doch wenn du meinen Kopf gebrauchen kannst, so hau' ihn ab und nimm ihn hin." Und damit streckte er ihm seinen Hals entgegen. Da diesen aber das Lebenselixier gefestet, hieb der Sohn des

---

[1] Die Freigebigkeit ist eine der vornehmsten religiösen Pflichten.

[2] Er würde sonst sein religiöses Verdienst schmälern.

Königs lange darauf los: doch so viele Schwerter er brauchte, sie sprangen alle in Stücke.

Inzwischen hatte König Tschiraju von der Sache gehört; und darum kam er, es zu hindern, daß sein Kanzler sein Haupt verschenkte. Dieser aber sagte zu ihm:

„Mir, o König, ist die Gabe geworden, mich meiner früheren Existenzen[1] zu erinnern. In jedem Leben habe ich mein Haupt gespendet, neunundneunzigmal. Dies, o Herr, ist mein hundertstes Dasein, in dem ich wieder mein Haupt verschenken muß. Rede mir also nicht darein. Keiner, der mir bittend genaht, geht je von mir mit abgewandtem Antlitz. Doch nun ist's Zeit, deinem Sohne seine Bitte zu gewähren; ich habe nur bis jetzt gezögert, um noch einmal dein Angesicht zu schauen."

Mit diesen Worten umarmte er den König und ließ sich dann aus seiner Zauberküche ein Pulver holen, das er auf das Schwert des Prinzen strich. Dann hieb ihm dieser mit einem Streich das Haupt herunter, wie eine Lotusblume von ihrem Stengel.

Mit lautem Aufschrei sprang der König empor und wollte sich nun auch das Leben nehmen; aber vom Himmel erscholl eine körperlose Stimme: „Tu nicht, o König, was sich nicht gebührt! Um deinen Freund laß alle Trauer schwinden. Er ist erlöst vom Übel der Geburt und ist dem Buddha völlig gleich geworden."

Da nahm sich der König nicht das Leben; er spendete aber reiche Gaben, verließ sein Reich und zog betrübt hinaus in den Wald; und durch seine Kasteiung verdiente er sich schließlich die höchste Seligkeit.

Sein Sohn Dschiwahara war indessen König geworden.

---

[1] Eine Wirkung guter Taten in früheren Existenzen. Diese Gabe kann übrigens auch andere Ursachen haben. Vgl. oben S. 79 und unten S. 165.

Doch währte es nicht lange, bis er in einem Bürgerkriege von Nagardschunas Söhnen erschlagen ward, die es ihm nicht vergessen konnten, daß er ihnen den Vater gemordet. Seiner Mutter brach aus Gram darüber das Herz. Und das war recht! Denn wie könnte es auf Erden denen wohl ergehen, die auf dem Pfade der Bösen wandeln?

Von den obersten Ministern aber ward die Königswürde dem Sataju[1] übertragen, dem Sohne Tschirajus und einer anderen Königin.

So hatten die Götter Nagardschunas Beginnen, die Sterblichen unsterblich zu machen, vereitelt, und er selbst mußte sich der Macht des Todes beugen. Denn vergänglich hat der Schöpfer diese Welt geschaffen, und voll unabwendbarer Schmerzen, und trotz allen Bemühens kann in ihr niemand etwas tun, was gegen den Willen des Schöpfers verstieße.

(XLI, 9 ff.)

Jeder ist seines Glückes Schmied.

An der Ganga standen einst zwei Männer gleichen Alters und kasteiten sich durch Fasten. Der eine war ein Brahman, der andere ein Tschandala[2].

Der Brahman, vom Hunger gepeinigt, sah, wie in seiner Nähe Nischada-Leute[3] Fische fingen und sie verzehrten. Da dachte der Tor: „Wie gut haben's doch diese Erzlumpen von Fischern in der Welt; denn sie dürfen alle Tage ihre Weißlinge verzehren, so vieler sie gelüstet!"

---

[1] „Hundertalter".

[2] Ein Angehöriger der verachtetsten Kaste. Siehe das Register.

[3] Gleichfalls Leute einer niedrigen Kaste, deren Beruf der Fischfang ist.

Der zweite aber, jener Tschandala, der die Fischer gleichfalls sah, dachte in seinem Herzen: „Schmach über diese Leute, welche lebende Wesen töten und sich von ihrem Fleische nähren! Wie sollte ich in meiner Lage ihren Anblick ertragen?“ So dachte er, schloß seine Augen und versenkte sich ganz in sich selbst.

Schließlich starben infolge ihres Fastens beide, der Brahman und der Mann aus der untersten Kaste.

Den Brahmanen fraßen darauf die Hunde an der Stelle, da er gestorben; der Tschandala aber löste sich im Wasser der Ganga auf [1].

Der Brahman nun, der sein Herz nicht hatte bezwingen können, ward in der Familie eines Fischers wiedergeboren. Die Heiligkeit des Badeplatzes aber, an dem er sich kasteit, bewirkte es, daß er die Gabe besaß, sich seines vorigen Lebens zu entsinnen [2].

Aber auch der Tschandala kam wieder auf die Welt, in derselben Gegend am Ufer der Ganga, und zwar im Königsschloß. Auch ihm ward die Gabe der Kenntnis seines früheren Daseins. Seine Festigkeit hatte ihn vor Schaden bewahrt.

Da beiden nun nach ihrer Geburt ihre frühere Existenz bekannt war, so grämte sich der eine, weil er ein Fischer war, der andere aber freute sich, daß er ein König geworden.

Das Herz ist die Wurzel am Baume der Tugend. Je nachdem diese Wurzel edel ist oder gemein, wird auch die Frucht es werden, die ihr entkeimt.

(XXVII, 123 ff.)

---

[1] Ein beneidenswertes Los, da die Ganga heilig ist. Noch heute bringen viele Inder ihre sterbenden oder toten Angehörigen nach der heiligen Stadt Benares und lassen die Leichen vor der Verbrennung noch einmal vom Wasser der Ganga bespülen.

[2] Vgl. oben S. 163.

Schildbürgerſtreiche.

Der Mönch auf der Himmelsreise.

In einem Kloster lebte einst ein Tor als Oberhaupt vieler anderer Toren. Der hörte einmal, als jemand aus dem göttlichen Gesetze vortrug, daß in der andern Welt denjenigen ein hoher Lohn erwarte, der einen Teich habe anlegen lassen[1]. Da er nun Geld die Fülle hatte, baute er also nicht weit von seinem Kloster einen mächtigen, wasserreichen Teich.

Als dieser König aller Narren nun einmal ausging, um sich seinen Teich zu besehen, bemerkte er, daß jemand dessen Ufer aufgerissen hatte.

Und als er am folgenden Tage wiederkam, sah er, daß das Ufer abermals aufgewühlt war, diesmal an der andern Seite.

Da dachte er seiner Erregung: „Morgen bei Tagesgrauen will ich hier sein und den ganzen Tag hier bleiben, um zu sehen, wer der Frevler ist.“ Mit diesem Vorsatz ging er nach Hause.

Beim ersten Schein des folgenden Morgens war er schon auf der Lauer. Da sah er, wie ein Stier vom Himmel herabkam und mit seinen Hörnern das Ufer zerwühlte[2].

„Ei,“ dachte der Mann, „das ist ein Himmelsstier! Da kann ich vielleicht mit ihm in den Himmel kommen!“

---

[1] Vgl. S. 62, Anm. 5.

[2] Der Himmelsstier ist Sivas Reittier; Statuen von ihm befinden sich in vielen Sivatempeln. Siehe Register unter Siva.

Also packte er den Stier mit beiden Händen am Schwanze. Der heilige Stier aber riß den verrückten Gesellen, der an seiner Schwanzspitze hing, pfeilgeschwind mit sich empor und trug ihn augenblicks zu seiner Wohnung auf dem Kailasa[1].

Dort verlebte der Einfaltspinsel einige wonnige Tage, indem er Himmelsspeise genoß, Naschwerk und andere gute Dinge. Als er aber sah, daß der hehre Stier immer wieder kam, so oft er gegangen, dachte er, vom Schicksal verblendet:

„Ich will mich wieder an seinen Schwanz hängen, meine Freunde besuchen und ihnen von diesem Wunder erzählen; dann kehre ich hierher zurück."

Und so trat er denn eines Tages an den Stier heran, hing sich, als dieser davon gehen wollte, an seinen Schwanz und gelangte wieder auf die Erde.

Er kam in sein Kloster. Da umarmten ihn die anderen Narren, die sich darin befanden, und auf ihre Frage, wo er denn gewesen sei, erzählte er ihnen seine Erlebnisse.

Wie sie alle diese wunderbare Geschichte hörten, baten sie, er solle so gut sein, sie dorthin mitzunehmen, damit auch sie das vorzügliche Naschwerk genießen könnten.

Der Mönch war's zufrieden, sagte ihnen, wie sie es anfangen müßten, und führte sie am folgenden Tage nach dem Teich. Und richtig stellte sich der Stier wieder ein.

Da hielt sich unser Mönch als der erste mit beiden Händen an dem Schwanz des Stieres fest; ein anderer faßte ihn selbst an den Füßen, ein Dritter den Zweiten, und so hängte sich immer einer an die Füße seines Vordermannes; und als die Kette fertig war, da stieg der Stier schon in den Luftraum empor.

Während er nun dahinflog mit den Narren an seinem Schwanze, da wollte es das Schicksal, daß einer von ihnen

---

[1] Ein Gipfel des Himalaja, auf dem Siwa wohnt.

den Ersten fragte: „Nun sag' uns einmal ganz aufrichtig, wie groß die Pfannkuchen waren, die du so mühelos nach Herzenslust im Himmel gegessen."

Der erste der Toren vergaß sich, ließ den Schwanz des Stieres los, legte die hohlen Hände aneinander: „So groß," wollte er rasch zu ihnen sagen — da sauste er aber schon mit allen den anderen vom Himmel herab, und alle fielen sich zu Tode.

(LXV, 177 ff.)

Der nahrhafte Fladen.

Ein hungriger Wandersmann kaufte sich für 80 Kaurimuscheln[1] acht Fladen. Er aß davon einen, zwei, schließlich sechs, ward aber immer noch nicht davon satt. Der siebente aber brachte ihm die gewünschte Sättigung. Da rief der Einfaltspinsel: „Da bin ich schön hereingefallen! Konnte ich nicht den siebenten zuerst essen? Da wäre ich gleich satt geworden! So habe ich die andern nutzlos verschwendet, die ich hätte aufheben können!"

(LXII, 204 ff.)

Wie man auf die Tür achtgibt.

Ein Kaufmann sagte zu seinem Sklaven: „Ich will einen Augenblick nach Hause gehn; gib auf die Ladentür hübsch acht!" Kaum war der Kaufmann fort, so hob der

[1] Siehe oben S. 3, Anm. 1.

Sklave die Ladentür aus, nahm ſie auf die Schultern und ging, ſich die Vorſtellung eines Mimen anzuſehen. Als er wiederkam, empfing ihn ſein Herr mit ſcheltenden Worten. Der Sklave aber ſagte: „Du befahlſt mir doch, auf die Tür achtzugeben. Hab' ich das nicht getan?"

(LXII, 209.)

Allzu ſchlau.

Es war einmal ein dummer Bauer, der hatte eine einzige Kuh, und dieſe gab ihm täglich 100 Nöſel Milch.

Einſt nun ſtand ein Feſt in Ausſicht. Da dachte der Schlaumeier: „Ich will ſie erſt zum Feſte wieder melken, damit ich auf einmal recht viel Milch bekomme."

Alſo molk er ſie einen ganzen Monat lang nicht.

Als nun aber das Feſt gekommen war und er ſie melken wollte, da war die ganze Milch verſiegt; um ſo unverſiegbarer ergoß ſich über ihn der Spott der Leute.

(LXI, 44 ff.)

Der kluge Diener.

Es war einmal ein dummer Menſch, der war Diener bei einem weiſen Manne.

Eines Tages ſchickte ihn ſein Herr zum Kaufmann, Öl zu holen. Da ging der Diener und ließ ſich das Öl in einen Krug gießen. Als er auf dem Heimweg war, begegnete ihm ein Freund. Der rief ihm zu: „Paß auf dein Öl auf; dein Krug tropft am Boden."

Da wollte sich der Tor den Boden besehen und drehte das Gefäß um, und natürlich ergoß sich der Inhalt auf die Erde.

Als dies der Herr erfuhr, jagte er den Diener unter dem Gelächter der Leute aus dem Hause.

Und so ist's immer besser, daß ein einfältiger Mensch seinem eigenen Kopfe folgt, als daß ein andrer ihn belehrt.

(LXI, 188 ff.)

Unbedachter Zorn.

Es war einmal ein Mann, der hörte von ohngefähr, als er vor einem fremden Hause stand, wie ihn drinnen jemand vor den Seinen lobte. Einer aber entgegnete: „Gewiß, lieber Freund! Er ist ein tüchtiger Mann. Aber er hat zwei Fehler: er ist unbedacht und jähzornig."

Doch kaum hatte er das gesagt, und kaum hatte der draußen Stehende es vernommen, als dieser unbedacht hereingestürmt kam und den Sprecher am Halse würgte: „Schuft!" rief er ihm scheltend zu, und des Zornes Flamme loderte in ihm empor, „Schuft! Wo hast du mich einmal unbedacht gesehn? Was hab' ich je im Jähzorn getan?"

Da mußten alle lachen und sagten zu ihm: „Was braucht der erst zu reden? Hast du uns doch selbst deine Unbedachtsamkeit und deinen Jähzorn vor Augen geführt!"

Aber mag der Fehler eines Toren noch so augenscheinlich sein, dieser selbst wird nie dahinterkommen.

(LXI, 259 ff.)

Regiſter.

In das folgende Regiſter ſind aufgenommen:

1. alle vorkommenden Eigennamen (die in Antiqua geſetzte Schreibung iſt die jetzt gebräuchliche wiſſenſchaftliche; o und e ſind ſtets lang);
2. Stichwörter zu dem in den Erzählungen enthaltenen kulturhiſtoriſchen Material;
3. in einigen wenigen Fällen kurze Erläuterungen.

Bei der Betonung der indiſchen Namen richte man ſich nach den lateiniſchen Betonungsgeſetzen.

A.

Affe 7. Affenherden, den Reiſenden gefährlich 123.

Agni 29 n. Anm. 1.

Agnidatta 26.

Alkoholiſche Getränke 10 n. Anm. 1; 12. 25. 75. 80 f.

Als Opfergabe der Durga dargebracht 31.

Amrita (amṛta), der Unſterblichkeitstrank der Götter, 55 n. Anm. 2; 89 n. Anm. 2; 160.

Die Gewinnung desſelben wird im erſten Buche des Mahābhārata beſchrieben. Götter und Dämonen verſammelten ſich und butterten mit Hilfe des Berges Mandara, der aus der Erde gehoben ward, den Ozean. Dabei kamen eine Anzahl koſtbarer Güter zum Vorſchein, unter anderen der Mond, die Göttin Lakſchmi (Lakṣmī), das Kauſtubha-Juwel (das Wiſchnu als Bruſtſchmuck trägt), das Roß, der Elefant Airawana (Airāvaṇa), der zu Indras Reittier ward, und ſchließlich das amṛta. Vgl. auch Sonnengott.

Anantaſwamin (Anantasvāmin) 138.

Angaraka (Aṅgāraka) 70.

Angarawati (Aṅgāravatī) 70.

Anuragapara (Anurāgaparā) 114.

Apſaras 62 f. n. Anm. 4.

Tags im Himmel, um Indra zu dienen, in der Nacht bei ihrem menſchlichen Gatten 63.

Araber VIII.

Arthawarman (Arthavarman) 23.

Asket, ſ. Büßer.

Aſta, Untergangsberg 89 n. Anm. 3; 117. 125.

Aſtrologen 28 Anm. 1.
Aſura, ſ. Dämonen.
Aſwin (Aśvin) 160 n. Anm. 4.
Awitſchi (Avici), die Hölle für Ehebrecher 80 n. Anm. 3.

B.

Bad, religiöſe Pflicht der brahmaniſchen Inder 37 n. Anm. 1; 66. 87 n. Anm. 1; 120 n. Anm. 1; 156 n. Anm. 3.
Badeplätze 37 n. Anm. 1; 62 n. Anm. 4; 142. 165. 169.
Bandhudattā 121.
Beamte im Bunde mit Dieben 39 n. Anm. 1.
Benares 121. 131.
Benfey VIII. XII, Anm. 2.
Beruf, ſ. Kaſte.
Beſtattung durch Feuer 51 n. Anm. 4.
Betel 113 n. Anm. 3.
Bhairawa (Bhairava), ſ. Siwa.
Bhajankari (Bhayaṃkarī) 90.
Bhogawarman (Bhogavarman) 23.
Bildung; Wertſchätzung derſelben 142; Geringſchätzung infolge mangelnder B. 15.
Blumen, dem Siwa als Opfer gebracht 42.
Blut, als Opfergabe für Siwa 31.
Bodhisattva 159 n. Anm. 2.
Brahman XVII. 130. Das Wort iſt urſprünglich Neutrum und bedeutet „Andacht“. Die Brahmanen machten daraus den männlichen Gott Brahman (Allſeele 36), den Schöpfer der Welt, den ſie über die Volksgötter Wiſchnu, Siwa uſw. ſtellten. In der ſpäteren Mythologie bilden Brahman, Wiſchnu und Siwa eine Dreieinigkeit ſo, daß Brahman die Schöpfung, Wiſchnu die Erhaltung, Siwa die Zerſtörung der Welt zufällt.
Brahmans Ei = Welt 52. Dieſem Ausdruck liegt folgender Mythus zugrunde (Mānavadharmaśāstra I, 5 ff.): Finſternis herrſchte, und außer dieſer war nur der durch ſich ſelbſt exiſtierende Brahman vorhanden. Dieſer ſchuf Licht und Gewäſſer. Die Gewäſſer befruchtete er, und in ihnen entſtand ein goldenes Ei. In dieſem ward Brahman als Schöpfer geboren. Aus beiden Hälften des Eis bildete er Himmel und Erde und ſchuf ſodann die 10 Pradſchapati (Prajāpati, „Herren der Schöpfung“), die die Schöpfung vollendeten. Vgl. Götter.
Brahmanen (brāhmaṇa), die vornehmſte Kaſte, deren eigentliche Beſchäftigung die prieſterlichen Funktionen und der Unterricht in den Wiſſenſchaften war. XIV. 15. Erhalten vom König Grundbeſitz, 18 n. Anm. 3; 26. 30. 141. — Der Stand des Hausvaters dem des eheloſen Asketen vorzuziehen 46. — Sie dürfen nicht hingerichtet werden 27 n. Anm. 2. — Ein Brahman erſt Soldat (27), ſpäter Bauer (28), ſchließlich Hofnarr (30 n. Anm. 1) und dann König 36. — Ein Brahman als Kaufmann 144.
Brahmanentötung die ſchwerſte Sünde 133 n. Anm. 3.
Brandmarken mit einem Hundefuß 80, als Strafe für entlaufene Sklaven 83.

Briefträger 111.
Brillenſchlange 143.
Brockhaus, H., XIX, Anm. 1.
Buddha 163.
Buddha-Tempel 75.
Buddhiſten XIV. 159.
Buddhiſtiſche Nonne als Kupplerin 75 n. Anm. 1.
Büffel als Laſttier 19.
Büßer 6. 41. 66 ff. 89. Beobachtet das Gelübde des Schweigens 6. Schüler 7. Befaſſen ſich oft mit Zauberei 8 n. Anm. 1. Siwaitiſche 117. 133.
Büßerin 130.

C.

Ceylon 140.
Chriſtentum VIII.

D.

Dämonen XVII. 70 n. Anm. 4; 116 n. Anm. 3; 137. Die vornehmſten ſind die Asura (auch Daitya und Dānava genannt; vgl. 70. 71. 72). Sie wohnen in der Unterwelt, zu der Höhlen hinabführen (71). Sie können ihre Geſtalt nach Wunſch verändern, z. B. die eines Ebers annehmen (71 f.). Der Aſura Angāraka hat eine Haut aus Diamant und eine einzige verwundbare Stelle an der linken Hand (72). Der edle Aſura Angāraka wird durch einen Fluch zum Rākſchaſa erniedrigt (72). — Er verehrt den Siwa (73).

Andere Dämonen ſind die Rakſchaſa (Rākṣasa) und Wetala (Vetāla).

„Von einem D. gepackt" = „beſeſſen" 51. Die Dämonen unterſtehen der Herrſchaft Siwas.

Decamerone IX.
Dekoration 94.
Dewamati (Devamati) 135.
Dewarakſchita (Devarakṣita) 15.
Dewaſmita (Devasmitā) 74.
Dezimalſyſtem VII.
Dhanadatta 73.
Dhanapālita 84.
Dharma 158.
Dharmagupta 74.
dhattūra 80 n. Anm. 1.
Diebſtahl 87.
Dinar (dīnāra) 5 n. Anm. 1; 25. 38.
Ḍōmba 76 n. Anm. 1.
Dreiwelt 70 n. Anm. 5; 104 n. Anm. 1.
Dſchaina (Jaina) XI. XIV. 50. 102 n. Anm. 1; 155 ff. n. Anm. 3.
Dſchajadewa (Jayadeva) 53, Anm. 4.
Dſchajaſena (Jayasena) 70.
Dſchalapura (Jalapura) 139.
Dſchataka (Jātaka) XV.
Dſchiwahara (Jīvahara) 161.
Durgā, Tochter des Himalaja (Himālaya), Gemahlin Siwas. XVIII. (108 n. Anm. 1.) Die „Kraft" des Siwa 116 n. Anm. 4.

Wohnt auf dem Windhja (Vindhya) 15. 22. 131. Retterin in der Not 116. 142. Rettet die Welt durch den Kampf gegen die Dämonen 116 n. Anm. 3. In ihrer ſchrecklichen Geſtalt als Tſchandika (Caṇḍikā, 70 n. Anm. 3) und Tſchamunda (Cāmuṇḍā, 61 n. Anm. 1) verehrt. Verſchenkt eine wunderbare Lotusblume 142. S. Siwa.
Durſch XIII, Anm. 2.
Duſchana (Dūṣaṇa) 90 n. Anm. 3.
Dvātriṃśatputtalikā XIV.

E.

Ehe. In Indien iſt Vielweiberei geſtattet.
Gandharwa-Ehe 7 n. Anm. 2; 54 n. Anm. 1; 126. Formell in der Kindheit abgeſchloſſen 18 n. Anm. 1; 121 n. Anm. 1. Zwiſchen einer Apſaras u. einem Menſchen 63. Zwiſchen einer Aſura-Jungfrau und einem Menſchen 73.
Ehebruch 19. 80 n. Anm. 3; 81 n. Anm. 1; 82. 121.
Ehrenturban 94.
Erdteile, ſieben 37. Im Mittelpunkte der Erdſcheibe erhebt ſich der aus Gold und Juwelen beſtehende Berg Meru, um den ſich die Dſchambu-(Jambū-)Inſel erſtreckt, die den Indern bekannte Welt. Umſchloſſen wird ſie durch das Salzmeer. Jenſeits des Salzmeeres liegen ſechs andere, ringförmige Erdteile, voneinander getrennt durch Ozeane, die der Reihe nach aus Zuckerſaft, Wein, flüſſiger Butter, ſaurer Milch, ſüßer Milch und ſüßem Waſſer beſtehen. In dem Meer, das aus ſüßer Milch beſteht, ruht Wiſchnu.
Erlöſung 158.
Erzählungen. Freude der Inder daran 12 n. Anm. 2. — Wanderung indiſcher E. nach dem Abendland VIII f. — Indiſche Sammlungen XII f. — Überlieferungsformen XIV. — Tiererzählungen XVIII f. — Keine Unterſcheidung der Gattungen XIX.
Exiſtenzen, ſ. Seelenwanderung.

F.

Fabeln, ſ. Erzählungen.
Fabliaux IX.
Feigenbaum 28 n. Anm. 2; 76 n. Anm. 2 u. 77 n. Anm. 1; 89. 131.
Feuer- oder Agni-Opfer 29 n. Anm. 1; 138 n. Anm. 1.
Fleiſch als Opfergabe für Siwa 31.
Freundſchaft, die Folge eines Zuſammenlebens in einem früheren Daſein, 11 n. Anm. 1.
Fritze XIII, Anm. 1 u. 2.
Frühlingsfeſt 31. 96 n. Anm. 1.
Fuchs IX.

G.

Gabe, religiöſe Pflicht 36. 37. 42. 48. 97. 113. 156. 160. 162.
Gaṇeśa, Sohn Siwas, Gott der Weisheit und Bereiter ſowie Beſeitiger aller Hinderniſſe 32. 107 n. Anm. 1.
Ganges (Gaṅgā), der heilige Strom der Inder, eine Göttin XVIII. 6. 66 ff. 140. 164. 165 n. Anm. 1.
Gaurī = Durgā 107 n. Anm. 1; 113.
Gautama 146 n. Anm. 2.
Gebet 123, Wirkſamkeit 62. — An Durga 116. An den Sonnengott (Sūrya) 137.
Gelübde 6.
Geſchöpfe, nur graduell, nicht weſentlich verſchieden XVII.
Glückstopf 9.
Glücks- und Unglückstage, -Stunden und -Orte 28 n. Anm. 1; 34. 68.
Glückszeichen, ſ. Körperzeichen.
Götter, vielgeſtaltig und wunſchgeſtaltig XVII f. 62 n. Anm. 2; 64 n. Anm. 4; 124. 158. — Inkar-

nationen XVIII. 16. — Schirmen treue Frauen 89. — Erſcheinen im Traum 23. 26. 117. — Wohnen in Bäumen, 28—30. — Gewähren Gnadengaben 23. 29 f.

Sind machtlos gegen den Rückſichtsloſen und Kühnen, 60 ff. — Laſſen ſich überliſten: 36 f. (Jama), 58 (Wiſchnu und Garuda), 59 ff. (die Mütter, Jakſcha uſw.), 68 (Indra).

An der Spitze der Götter ſteht die Dreieinigkeit Brahman-Wiſchnu-Siwa (ſ. Brahman). Dieſer unterſteht Indra, der Götterkönig, der die Herrſchaft über die anderen Götter führt.

Götterkönig, ſ. Indra.

Göttinnen, fluchen 12.

Guhaſena 74.

Guṇâḍhya XV.

Gute Werke 37. 92 n. Anm. 1; 95. 161. S. Menſchentat.

H.

Harem, 7 n. Anm. 2.

Hastinâpura 65, Anm. 2.

Haß, die Folge der Feindſchaft in einem früheren Daſein 132.

Hausgötter 99.

Hetären 37. 147 n. Anm. 2. Über die große Rolle, die dieſer Stand in Indien geſpielt hat, vgl. J. J. Meyer in der Einleitung zu ſeiner Überſetzung des Daçakumâracaritam S. 40—63 und in der Einleitung zu ſeiner Überſetzung der Samayamâtrikâ (beide Leipzig, Lotusverlag).

Heuchelei, religiöſe, 6. 41 ff. 66 ff. 78.

Hexen (yoginî, ḍâkinî, śâkinî) 15. 19. Fliegen durch die Luft 16. 32. Verzehren Menſchenfleiſch 15 ff. 33. — Gewinnen durch eine in Form einer roten Lotusblume verſchenkte Menſchenhand Macht über den Empfänger 15. — Haben übernatürliches Wiſſen (20) und Zaubermacht 19. 20. — Man wird Hexe oder Hexenmeiſter durch Genuß von Menſchenfleiſch 31 ff. — Hexenzeichen 33. — Die Hexen verehren den Siwa in ſ. ſchrecklichen Form als Bhairawa (Bhairava, der „Fürchterliche") 33. — Verzehren Leichen auf dem Verbrennungsplatze 90. Hexenkönigin 33.

Himalaja (Himâlaya, „Ort des Schnees") 95. Ein Gott XVIII.

Hiranjagupta (Hiraṇyagupta) 95.

Hitopadeśa XIII.

Hofkaplan (purohita) 40 ff. — Zahlt den Opferlohn nicht aus 41. — Wollüſtig 95.

Hofnarr 31 n. Anm.

Hölle XVII. 36. 41.

Awitſchi (Avîci), die Hölle für Ehebrecher 80 n. Anm. 3.

Holtzmann, A. (der Ältere) XII, Anm. 2.

Hungersnot 136.

Hutſchlange 143.

J.

Inder. Seine Lebensanſchauungen und Gebräuche X ff. — Sein konſervativer Sinn XII. — Seine Freude am Syſtematiſieren XIX. — Die Welt ſeiner Träume XVII. XIX.

Indra, der Götterkönig, der nur der Dreieinigkeit Brahman-Wiſch-

nu-Siwa untergeordnet ist 36 n. Anm. 3; 63. Sein Himmel ist die Götterstadt Amaravatī 69. Dort residiert er in einem herrlichen, von dem Parke Nandana umgebenen Palast, 63 ff., in dem er wie die irdischen Könige Feste gibt, namentlich theatralische und musikalische Aufführungen, 64 f. — Seine besten Besitztümer sind seine furchtbare Waffe, der Donnerkeil, und sein Staatselefant Airāvaṇa 70 f. — In seinem Himmel finden die Krieger nach ihrem Tode Aufnahme, 57 n. Anm. 3. Ebenso der Sohn des Kanzlers Nagardschuna 161. 158. 160.

Inkarnationen 104 n. Anm. 2. Wischnus XVIII; der Wunschkuh 16.

J.

Jadschnasoma (Yajñasoma) 144.

Jaina, s. Dschaina.

Jakscha (yakṣa), eine Art niedere Gottheiten 82. Sie stehen im Dienste Kuberas, des Gottes des Reichtums, und werden von ihm mit dem Hüten von in der Erde verborgenen Schätzen betraut 133. — Als Schätzespender 9. n. Anm. 1. — Als Baumgott und Schutzgott eines Landstrichs 29 f. — Im Tempel Mahākālas 59. — Als Schutzgott einer Stadt 82. — Ihre Zaubermacht S. 134, Anm. 1.

Weiblicher Jakscha (yakṣiṇī), liebt e. Menschen und verleiht Zaubergenüsse 17. Verwandelt Menschen in Kinder und verzehrt sie 117 f. Kann nur in der Nacht fliegen 119.

Jama (Yama) ist der erste gestorbene Mensch, der in der Unterwelt die Toten nach ihren Taten auf der Erde richtet und beherrscht. In der späteren Mythologie gehört er unter die acht großen Götter oder Welthüter (lokapāla).

36 n. Anm. 2. 60 n. Anm. 2.

Jasowarman (Yaśovarman) 22.

Jātaka XV.

Jodschana (yojana) 15, Anm. 2.

Jogakarandika (Yogakaraṇḍikā) 75.

Juwelen, die fünf kostbarsten 66 n. Anm. 1. — Gefälschte, s. Simili-Brillanten. — Juwelenhandel 75.

K.

Kalahakārī 131.

Kalawati (Kalāvatī) 63.

Kalingadatta 155.

Kāma, Gott der Liebe. 51. Führt einen Delphin im Banner 52.

Kamalapura 135.

Kamalavarman 135.

Kanakavarman 139.

Kanjakubdscha (Kānyakubja) 18 n. Anm. 2.

Kāntimatī 20.

Karabha 15.

Karman, s. Menschentat.

Kaste. Nach der Lehre der Brahmanen gibt es vier (ursprünglich ethnographische) Kasten (varṇa, „Farbe", von der Färbung der Haut), die brāhmaṇa oder Priester, die kṣatriya oder Krieger, die vaiśya oder Kaufleute und Ackerbauer und die śūdra oder Handwerker. Außerdem gibt es aber noch eine große Menge verachteter

Kasten, deren niedrigste die der caṇḍāla (Tschandala) ist. Alle sind unter sich streng abgeschlossen und haben alle ihr besonderes Gewerbe, mit der Einschränkung, daß einem Angehörigen einer höheren Kaste alle Gewerbe der niederen Kasten offenstehen, nicht aber umgedreht. Ebenso ist es dem Manne verboten, eine Frau aus einer höheren Kaste zu heiraten, während er sich mit Frauen niederer Kasten verbinden darf. Ebenbürtig sind aber nur die Kinder, die der Ehe einer Frau aus gleicher Kaste entstammen.

Kasteiung, von den Brahmanen und Dschaina empfohlen, von den Buddhisten verworfen. — 41 n. Anm. 4 u. 5; 42 n. Anm. 1; 164 f. Verleiht übernatürliches Wissen 18 n. Anm. 1; 102, Anm. 1. — Verleiht Zauberkräfte 160. — Veranlaßt die Götter zu Gnadengaben 23. 70. 74. 131.

Kaṭāha 74. 141.

Kathākośa XIV.

Kathāsaritsāgara XVI. XIX f.

Kaurimuschel als Münze 3, Anm. 1 (wo 8 ein Druckfehler für 80 ist); 59. 60.

Kautukapura 22.

Kellner, H. C., XII, Anm. 2.

Khara 90 n. Anm. 3.

Kichererbse 5 n. Anm. 2.

Kinderehe. Nach indischem Glauben muß der Vater in der Hölle büßen, der seine Tochter nicht rechtzeitig vermählt. Infolgedessen werden die Ehen oft formell schon in der Kindheit geschlossen, eine Sitte, die jetzt in Indien ganz allgemein ist. Die wirkliche Ehegemeinschaft beginnt natürlich erst nach Eintritt der Geschlechtsreife des Mädchens. 18 n. Anm. 5; 121 n. Anm. 1.

Kirke 17, Anm. 1.

Kīrtisenā 84.

Kīrtisoma 144.

Kloster 169.

Kobra 143.

König. Salbung 36. 37. — Erhält das Heer aus seinem Schatz 11, Anm. 2. — Ist oberster Richter 14. 82. 84. 99. 157. Erhebt Straßenzölle 87. Niemand darf ihm ohne Geschenk nahen 38 n. Anm. 1. Bestiehlt seine Untertanen 136. Ein König, der zugleich Glaubenslehrer ist 155 ff.

Königssöhne, s. Radschputen.

Körperzeichen, die Glück oder Unglück verkünden 6. 7 n. Anm. 1. 51. 135. 148. 150.

Krähenfüttern als religiöse Pflicht 42 n. Anm. 2.

Kronprinz 161.

Kschatrija (kṣatriya), die zweite Kaste, der Kriegsadel 22. 58 n. Anm. 2.

Kschemendra (Kṣemendra) XVI.

Kubera 133.

Kuh, ein heiliges Tier 57 n. Anm. 2.

Kumudikā 147.

Kuṇḍina 14.

L.

Lak 116 n. Anm. 2.

Lakschmi (Lakṣmī), die Göttin des Glücks und der Schönheit, Wischnus Gemahlin 53 n. Anm. 2; 135 n. Anm. 2.

Laubhütte des Büßers 66.

Laute, magiſche, aus Menſchenknochen 118.
Lautenſpieler 3.
Lebenselixier 161.
Lebenszwecke, die drei, 46.
Lehrer, geiſtlicher, ſ. Brahmanen-Elementarlehrer 4.
Leichenacker, der Ort, wo die Toten verbrannt werden, 59 n. Anm. 3. 113. 149. Als Ort des nächtlichen Spuks 118.
von der Leyen, F., XX n. Anm. 1.
Liebe, die Folge eines Zuſammenlebens in einem früheren Daſein 54 n. Anm. 3. 55 n. Anm. 1. 132. 135.
Liebesgott, ſ. Kāma.
Linien am Körper, ſ. Körperzeichen.
Lotusblume, rote, von einer Hexe gegeben 15; von Siwa gegeben 74; von Durgā gegeben 142.
Löwe IX. 89. 137. 141. Iſt heute in Indien bis auf eine kleine, mähnenloſe Art im Nordweſten ausgeſtorben, muß aber früher ſehr häufig geweſen ſein.

M.

Mädchen. Geburt eines M. ein Unglück 86 n. Anm. 1.
Madhawa (Mādhava) 40.
Mahābhārata XII.
Mahākāla, Siwa als Zerſtörer, 59 Anm. 3. 61 n. Anm. 2 u. 3. 70 f. 113.
Mahāsena 70.
Mahawira (Mahāvīra), der Stifter oder letzte große Reformator der Dſchaina-Religion 155.
Mahendrawarman (Mahendravarman) 70.
Mahipāla 135.
Mahiſcha (Mahiṣa) 116.
Malaja (Malaya) 21.
Malawa, Malwa (Mālava) 40.
Manenopfer 18 n. Anm. 4. 46.
Maṇibhadra 82.
Mara (Māra) 115 n. Anm. 1.
Materialiſation einer Wiſſenſchaft 21.
Mathurā 121 n. Anm. 1. 133.
Meditation 65 n. Anm. 1.
Menrad, J., XII, Anm. 2.
Menſchenfett in der Lampe beim Schatzgraben 133.
Menſchenfleiſch als Mittel zur Erlangung der Hexenmacht 32. Der Tſchandika zur Erlangung einer Gnadengabe dargebracht 70.
Menſchenknochen zu einer Zauberlaute verarbeitet 118.
Menſchenopfer zur Erlangung der Zauberkunſt dem Bhairawa dargebracht 33. Bei Wilden üblich 137.
Menſchenraub 115.
Menſchentat (karman) XI. 109. 148. 161. 164 f. (ſ. Gute Werke).
Milchmeer 53 (ſ. Erdteile).
Mokſchada (Mokṣadā) 130.
Möly 17 Anm. 1.
Mönch 6; 102. Schüler 7; 169.
Mönchtum VIII.
Mongolen VIII.
Müller, Max, XIII, Anm. 2.
Murawara (Muravāra) 117.
Mütter 59 n. Anm. 4; 141.

N.

Nāgapura 65 n. Anm. 2.
Nagardſchuna (Nāgārjuna), ein berühmter buddhiſtiſcher Lehrer 159 ff.

Nagaſwamin (Nāgasvāmin) 14.
Nanda 53. 99.
Nandana 64.
Nārada 64 n. Anm. 2.
Narajani (Nārāyaṇī) 141.
Naraſingha (Narasiṃha) 65.
Narajana (Nārāyaṇa) = Wiſchnu 55.
Nārāyaṇa, Verfaſſer des Hitopadeśa XIII.
Nārikela 139.
Niſchada (Niṣāda) 164 n. Anm. 3.
Niſtſchajadatta (Niścayadatta) 133.

O.

Omen 68.
Opfer 73. 160.

P.

Padma 26.
Paiśāci XV.
Pāli, die heilige Sprache der ſüdlichen Buddhiſten, eine Schweſterſprache des Sanskrit XV.
Paṇa 3 n. Anm. 1 (wo 8 Druckfehler für 80 iſt).
Panini (Pāṇini) 95. 101 n. Anm. 2.
Pantoffelheld 145.
Pantſchatantra (Pañcatantra) VIII. XII f. XX.
Parfums 56.
Pāṭaliputra 14, Anm. 1; 84. 144.
Pfählen als Todesſtrafe 27 n. Anm. 3; 41 n. Anm. 5.
Politik, Lehrbücher der, XIII.
Poliziſt 82.
Pratiſchthana (Pratiṣṭhāna) XV. Anm. 1. — 146 n. Anm. 3.
Prieſter, habſüchtig 40 ff. 82.
Prozeſſion 51.
Purāṇa (mythologiſche Epen) XII.
Puſchkarawati (Puṣkarāvatī) 114.
Pythagoras VII.

Q.

Quittungen 5. 48.

R.

Rādhā 53 n. Anm. 4.
Radſchputen (Rājaputra) 39 n. Anm. 2; 41.
Rakſchaſa (Rākṣasa), nächtliche Dämonen niederer Art (109 n. Anm. 1), aber von großer Macht, welche ſich von Menſchenfleiſch nähren. 91. 102 ff. verwandelt ſich ein R. in einen Kranich. Treulos und dumm 105 ff. Beſitzen Zaubermacht 105 ff. Ein R. wohnt in einem unbenutzten Siwa-Tempel 107.
Rakſchaſi (Rākṣasī), ein Rakſchaſa-Weib 89 ff. — Fleht den Siwa um Schutz an 90. — Hat Zaubermacht 90. — Heiratet einen Menſchen 104 ff.
Rāma 94 n. Anm. 1.
Rāmāyaṇa XII. 94 Anm. 1.
Rambhā, eine Apſaras, das ſchönſte Weib in Indras Himmel, 64 n. Anm. 1.
Ratnadatta 155.
Ratnapura 40.
Räuber 87. 115.
Reineke der Fuchs IX.
Religion, verſchieden nach dem Bildungsſtande der Bekenner 156.
Rieſenſchlange 145.
Rigweda (Ṛgveda) XIV. S. Weda.
Ritter- und Pfaffenmären IX.
Roſenkranz VIII. 42. 66.
Rückert, F., XII, Anm. 2.

S.

Sāhasika 34.
śākinī, eine Art Hexen in Durgas Umgebung; 19 n. Anm. 1.

Śaktimatī 81.
Samudraſena 87.
Sand, magiſcher 19.
Sandhjawa (Sandhyāvā oder Sandhyāvāsa) 16.
Sankaraſwamin (Śaṅkarasvāmin) 40.
Saraswati (Sarasvatī) 135 n. Anm. 2.
Sārthadhara 138.
Śaśilekhā 146.
Śaśiprabhā 18.
Sataju (Śatāyu) 164.
Schachſpiel VIII.
Schack, A. F. Graf v., XII, Anm. 2.
Schakal IX. 67. Sein Schrei kündet Unheil 87 n. Anm. 2.
Schauſpiele 64 n. Anm. 1; 172.
Schatzgräber 133.
Scheiterhaufen zur Leichenverbrennung 51 n. Anm. 4.
Schickſal 28. 89. 124. (S. Menſchentat.)
Schlangen XVII.
Schmidt, R., XIII, Anm. 1.
Schoenberg XIII, Anm. 2.
Schöpfer 164.
v. Schroeder VII, Anm. 1.
Schulbildung 4.
Schwiegermutter, böſe, 84 ff.
See, ſ. Badeplätze.
Seelenwanderung XVII. 11 n. Anm. 1; 132. 134. 165 f.
Erinnerung an frühere Exiſtenzen 79 n. Anm. 1; 163 n. Anm. 1; 165.
Selbſtbeherrſchung 142.
Selbſtverbrennung 36.
Senfkörner, magiſche, 20.
Seſamöl 98 n. Anm. 1.
Śibi 158.
Siddhikarī 75.
Simili-Brillanten 45. 48.
Singhadangſchtra (Siṃhadaṃṣṭra) 136.
Singhaparakrama (Siṃhaparākrama) 131.
Singhaſri (Siṃhaśrī) 132.
Siprā 94. 113.
Sītā 94 n. Anm. 1.
Siwa (Śiva, „der Gnädige"), ein Volksgott, der von den Brahmanen dem von ihnen aufgeſtellten Gott Brahman als Zerſtörer an die Seite geſtellt worden iſt. Er vertritt das zerſtörende Prinzip in der Natur und iſt darum der Schirmherr aller feindlichen Mächte, namentlich der Dämonen. Er findet ſich mit ihnen als Mahākāla („der große Vernichter") oder Bhairava („der Furchtbare") namentlich auf den Leichenſtätten zur Nachtzeit zuſammen (59 n. Anm. 3; 61 ff. n. Anm. 2 u. 3; 62 n. Anm. 1 u. 3), aber auch an andern Stellen (141). Auch die Hexen und Zauberer unterſtehen ihm und opfern ihm Menſchenopfer (33). Ein berühmter Tempel dieſes Gottes ſteht auf dem „Friedhof" zu Udſchdſchajini (59. 69. 74. 113). In verlaſſenen Siwa-Tempeln hauſen Geſpenſter (16. 117). Er wird als Büßer dargeſtellt, trägt als ſolcher das Haar in einer Flechte und hat ſeinen Körper mit Aſche beſtrichen. Er ißt aus einem Schädel und trägt eine Halskette aus Schädeln (61 f. 69 f.). Außer den zwei gewöhnlichen Augen trägt er ein drittes mitten auf der Stirn (62 n. Anm. 3).

Wunschbaum XVIII. 62 n. Anm. 2.
Wunschkuh (Surabhi) XVIII. 15 n. Anm. 4.

Z.

Zahnpflege 57 n. Anm. 4.
Zauberei 8 n. Anm. 1; 31. 122 ff.
Zauberformeln 33. — Ziehen das Opfer unwiderstehlich herbei 33. — Zur Heilung von Krankheiten 51. — Wirkung auf die Götterstatuen 60 n. Anm. 1. — Als Schutz gegen Dämonen 118. — Zur Verwandlung in Tiere 118. 122. — Zum Durchfliegen der Lüfte 127 ff. — Machen unsichtbar 129 und Unsichtbares sichtbar 129.
Zauberhalsband 122.
Zauberkräfte Siwa-Mahakalas 63. Der Hexen 15. 19. Der Jakscha 9. 134 n Anm. 1. Einer Jakscha-Jungfrau 17. Einer Apsaras 64. Der Rakschasa 90. 105 ff. Einer Widjadhari, von denen der Hexen verschieden 126. Des buddhistischen Lehrers und Kanzlers Nagardschuna 159 ff.
Zauberkreis 31. 118.
Zauberroß 17 f.
Zauberschwert 70.
Zauberwasser 20. 33.
Zeichen am Körper, s. Körperzeichen.
Ziffern, „arabische", VII.
Zölle 87.

Berichtigungen.

S. 3, Anm. 1 lies: 80.

S. 31, Anm. 2 lies: „Die Königin opfert Bhairawa, d. i. Siwa in seiner furchtbaren Gestalt, dem Herrn des Zaubers."

S. 75, Zeile 12 v. u. lies: Jogakarandika.

S. 88, Zeile 4 v. o. lies: dem Rachen.

S. 115, Zeile 2 v. u. lies: Tadschika 2.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

OCT 3 1968 6 9

RECEIVED
OCT 20'68-1 PM

JUL 22 1991 1 01

REC. CIR. JUN 15 1991

LD 21A–38m-5,'68
(J401s10)476B

General L.
University of C.
Berkeley

YC188298